
n e t z T E X T E

von

[Horst Fessler](#)

versalia.de

Inhalt

Als die Götter noch Menschen waren	1
Zauberhafte Märchenwelt	9
Das Betakreuz	11
Autoren fallen nicht vom Himmel	20
Leben schmeckt anders	23
SIE SIND DA - packender Thriller über UFOs	26
Hoppala!"	29
Botschaft aus der Schattenwelt	30

Als die Götter noch Menschen waren

(Auszug aus Kapitel II)

"Wie kann ein Mensch Götter machen, die doch keine Götter sind." (Jeremia 16,20)

Ihr Menschen da vom dritten Planeten, den ihr Erde nennt, habt unsere Botschaft erhalten und kennt die Worte dieser Schrift wohl verstehen. So also wollen wir euch offenbaren und kund tun, was ihr zu wissen begehrt. Es sind die edlen Schriften der Weisen derer aus der Urzeit eurer Ahnen.

Wir nennen unsere Welt, aus der wir kommen, Unkonu. Es ist eine Vielzahl von Planeten im Sternbild des Situris, dem wir seinen Namen gaben. Es sind bewohnte und unbewohnte Welten, manche von ihnen kahl und öde, andere wiederum voll strotzendem Leben, erfüllt mit mannigfachem Leben. Mit der Kraft unserer Gedanken reisen wir von einer Welt zur anderen. All unsere Völker sind friedliebend und dem Herrscher Xebalone ergeben.

Wir tun euch kund von der Existenz zahlreicher fremder und euch unbekannter Rassen im weiten endlosem All. In diesem Universum und in vielen anderen. Einige Planeten der vielen Imperien sind lebensfähig und von Völkern besiedelt, die wie auch wir nur den Frieden und die Eintracht kennen. Sie wissen nichts von Kriegen und Kämpfen, nichts von Hass und Elend. Diese Dinge sind ihnen fremd. Denn seit Jahrtausenden wurden keine Schlachten mehr geschlagen am Himmel und auf fernen Sternen. Unser Sonnensystem zählt sieben bewohnte und elf karge Planeten.

Auf einem weiteren Planeten befindet sich der Rat der Weisen, der über alle Welten in diesem Universum wacht und den ewigen Frieden hält. Dort sind die Herrscher, die Fürsten und die Schriftgelehrten. Sie bewahren die Werke des großen Xebalone. Vor mehr als zweitausend Jahren irdischer Zeitrechnung schickten wir euch letztmals einen Boten, den ihr in eure Herzen schlosset und fortan als ein göttliches Wesen noch heute achtet und verehrt. Nichts von seinem Glanz und seiner Ausstrahlung sind gewichen. Seine wahre Aufgabe in eurer Welt jedoch ist damals wie heute unverstanden an euch vorbei gegangen. Ihr wolltet ihn töten, weil euer Herrscher es so befahl und das Volk nach seinem Tod begehrte. Wir holten ihn aber in unseren Kreis zurück, zu einer Zeit, da die Menschen an seinen erfolgten Tod glaubten. Doch er ist unsterblich, wie auch wir es sind. Denn er ist einer von uns. Und er wird ewiglich einer der Unsren sein. Doch sehr bald ist die Zeit abermals reif für einen neuen Sendboten. Reif für die Rückkehr unserer Söhne und Töchter auf das Erdenreich.

Und sie werden dann strafend über euer aller Leben kommen. Denn Sünde und Hass erfüllen wiederum diesen Planeten. Tod wird zu diesen künftigen Zeiten hernieder geschleudert. Blitze werden zucken. Pest wird die Menschen befallen. Die Schlünde der Erde sollen aufgehen, daraus das Feuer kommt. Alle Gräuel ergießen sich auf die Völker. Es wird eine schreckliche Zeit geben, denn der gute Geist unserer Urväter wohnt nicht mehr in eurem Geist und Herzen. Ihr habt ihn verkümmern lassen, nicht an ihn geglaubt, ihn verleugnet und euch anderen Gedanken zugewandt.

Ihr seid ein Produkt unseres Wirkens vor vielen Jahrtausenden auf eurem Planeten. Wir haben euch dereinst erschaffen; Menschen aus der Barbarei geholt. Aber ihr seid nun wieder ohne Geist und ohne Verstand. Diese Werte sind ausgetrocknet in euch. Weil ihr einen Pakt mit dem Bösen und der Verwerflichkeit schlosset. Unsere Lehren habt ihr verflucht und unsere Worte, die wir vor Jahrtausenden zu euch sprachen, missverstanden und den Habgierigen die Seelen verraten.

Eure Herzen sind starr und kalt geworden. Ihr betet noch immer Götter an, die euch nicht helfen. Es sind Götter, die euch nicht helfen, weil es sie nicht wirklich in euren Herzen gibt. Glaubt also nicht

an Wesen, die fernab von euch sind und nicht existieren. Glaubt nur an eure eigenen Kräfte, an den Geist in euch. Den gilt es zu wecken und zu fördern. Denn er ist das Wahre und das Reine. So findet ihr den Weg zu eurem Gott. Und ihr werdet die Rettung und Erlösung erfahren, wonach ihr so sehr strebet. Denkt stets daran, nur in euch selbst ist der wahre Gott. Versucht ihn zu finden. Denn ihr alle seid ein Teil davon.

Drum also geben wir euch Kunde von den alten Schriften, die unsere Gesandten für den Menschen vor sehr sehr langer Zeit hinterließen. Nehmt auf, was eure Urväter nach ihrer Schöpfung erlebten und überlieferten. Diese Schriften sind rein. Es steht geschrieben, so wie wir es den Menschen zu längst vergangenen Zeiten diktierten und wie sie es fühlten. Denn sie hatten Augen um zu sehen und Ohren um zu hören.

Viele andere Schriften, auch jene von uns auf Erden hinterlassene, haben fanatische und falsche Propheten und Priesterschaften verfälscht. Sie setzten ihre Worte ein, wie sie in den Lauf der Dinge passten. Kopien wurden von den falschen Schriften gefertigt und in den vergangenen Jahrtausenden viele Worte nach dem Sinn und den Wünschen der Menschen ergänzt oder weggelassen, Erlebnisse abgeschrieben und mit neuem Sinn für andere Völker verwandt.

Ihr habt Götter erfunden, die in Wahrheit eure Beherrscher und Förderer waren. Die unter euch weilten und mit euch lebten. Die euch ihr Wissen lehrten und vielen unter dem Volk Macht gaben. Macht und Wissen, das ihr aber verkümmern ließt, weil ihr auf die Worte der Fantasten und Falschspieler hört. So also sind neue und unwahre Schriften entstanden und Religionen, die das Böse und Unreine verkörpern.

Viele von euren Vätern und Urvätern in vorgeschichtlichen Zeiten haben den Sinn unseres Seins und Handelns nicht verstanden, weil ihnen noch die Intelligenz und das Verständnis dafür fehlten. Sie waren nicht mit dem Wissen begabt, das ihr Menschen heute besitzt. Doch das Geheime schlüft in euch, wartet darauf, erweckt zu werden.

Die Väter eurer Väter und deren Väter haben dereinst niedergeschrieben, was ihre Ohren hörten, was ihre Augen sahen und was ihr Herz begehrte und fühlte. Sie notierten es auf Stein, in tiefen Höhlen, auf Wänden, meißelten es in den Fels. Malten es auf Seide und auf Papier. Und wir haben es in den ewigen Schriften festgehalten. Zum Gedenken für alle, die danach kommen. Es ist unverfälscht, was wir verfassten. Niemand hat daran kopiert, keine falschen Worte hinzugefügt oder weggelassen. Die Schrift ist geschützt und kann nicht geändert werden. Darum also ist sie die wahre Abfolge allen Geschehens. So nehmt denn unsere Worte an und verabscheut das Werk des Luzifers, der Verrat an eurem wahren Sein beging. Einst diente er uns und sollte der Hüter eures Lebens werden. Er wirkte mit, euch zu schaffen, damit ihr rein und ohne Sünden bestehen solltet. Doch er verlor euch an uns und sich an die ewige Verdammnis. Groß ist deshalb sein Bestreben, erneut Besitz über den Menschen zu gewinnen. Durch die Unendlichkeit der Verbannung zieht er nun dahin in den tiefen unbekannten Weiten aller Universen. Immer auf der Flucht vor uns und unserer gerechten Strafe. Stets aber versucht er, euch zu seinen Untertanen und Verbündeten zu machen. Hört euch daher vor seinen Verführungsanstrengungen. Die Versprechen, die er gibt, sind absolut falsch und voller Hinterlist. Denn nur wir besitzen die Macht über alles Sein auf eurer Welt und auf allen anderen Welten, die wir geschaffen. Nur wir können euch geben, was euer Verlangen ist. Denn ihr seid gemacht nach unserem Geist und nach unserem Willen. Ein Gleichnis unseres Seins. Nur an uns sollt ihr glauben, denn ihr seid wie wir.

Solange ihr jedoch unsere wahre Existenz leugnet und bezweifelt, werdet ihr niemals bekommen, was euer größtes Verlangen ist. Eines Tages jedoch werden unser Wissen und unsere Macht in euch übergehen, weil ihr aus unserem Geist und nach unserem Bild gemacht seid, genauso wie unsere Urväter vor Jahrmillionen waren und auch heute noch sind. In euch allen ist all das gespeichert, was unsere Vorvorden vor langer langer Zeit euch eingaben. Doch es ist wieder verschlossen und ihr versteht den wahren Sinn nicht. Darum, da ihr nach den Mächten des Bösen und des Unglaubens

strebt.

So nehmt denn unsere wahren Worte an. Bewahrt die Botschaft, die wir euch geben. Lernt daraus, die gemachten Fehler zu vermeiden. Werdet so, wie unsere Väter und Urväter es wollten. So ist es auch das größte Streben der Weisen von Korbina.

Lest die Schriften des Umetuschda, der einst unser Diener auf Erden war und ein Wesen des Menschevolkes. Lest auch die Worte seines mächtigen Herrn, des großen Futonga, dem Gebieter von Korbina. Beide haben vor vielen Jahrtausenden ein gedemütigtes Volk aus der Knechtschaft geführt und zu freien Menschen gemacht. Doch viel von diesem Erbe ist leider nicht mehr erhalten.

Lest und versteht auch die Schriften von Inu und seinem himmlischen Bruder Emba, den beiden gewaltigen Kindern des Urherrschers Futonga. Sie kamen von den Sternen und waren Diener eurer Väter auf Erden. Sie gaben euren Vätern einst viele gute und weise Worte, deren Sinn ihr verwechselt und missverstanden habt. Die himmlischen Inu und Emba lehrten den Urvätern viele geheimnisvolle Dinge, was die Menschen zu jenen Zeiten zu wissen begehrten und gelehrige Schüler waren.

Wir haben die Schriften des Umetuschda für euch und eure Kinder aufbewahrt. Er hat sie vor mehr als fünftausend Jahren niedergeschrieben. Zum Gedenken und zur Erinnerung. Nichts an seinen Worten ist falsch. Nichts, was weggelassen wurde. Wir haben sie ihm diktiert. Es ist die Chronik der Entstehung. Erkennt daraus all die Dinge, die in den vielen Jahrtausenden in euren Schriften verwechselt wurden. Und das sind die Worte des Umetuschda, die wir euch allen in der Urfassung wiedergeben.

Der Prophet auf einem anderen Stern
"Wo ihr wohnt, da sollen die Städte
wirst und die Hüllen zur Erde werden."
(Hesekiel 6,6)

Abend lag auf dem weiten

Land, das ich betreten. Schwarz war der Himmel über mir. Hoch stand eine rot glühende Sonne am Firmament und spendete nur spärlich Licht und wenig Wärme. Dennoch brannte sie unbarmherzig auf meiner Haut. Diese Sonne war anzusehen wie ein riesiger Feuerball. Drohend schien sie auf mich herabzublicken. Kein Wind regte sich. Keinen Tierlaut konnte ich vernehmen. Keine Wolke zog über den Himmel. Auch Pflanzen wuchsen nicht in dem trockenen Boden, den tiefe Furchen und die Risse zeichneten. Ausgetrocknet war das Land ringsum. In der Ferne erspürte ich eine unendliche Sandwüste. Kahle Berge am Horizont ließen in mir Unbehagen aus. Unheimlich drohend war diese fremde Welt für mich. Und ich fürchtete mich sehr vor diesem Anblick, vor dieser Risse und Stille. Aber es ist nicht mein Land. Es ist nicht das Land meiner Ahnen oder meiner Ururen. Es ist eine Welt, daselbst ich noch nicht gewesen. Und dieser Anblick flößte mir abermals Furcht ein.

Ich war ein Fremder auf dieser Welt. Nach hier brachte mich der große Meister in seinem gewaltigen Himmelsboot, das ohne Leuten durch die Lüfte sich bewegte. Und es flog in die fernen Himmel hinein. Weitab von meinem geliebten Land. In Welten, die ich noch nie gesehen und daran kein Menschenwesen je dachte, dass es sie gibt. Denn es ist die Welt zwischen den Sternen, die nur den Unsterblichen vorbehalten ist.

Da sprach der Meister zu mir, als ich schweigend vor diesem Anblick stand: "Dies, Umetuschda, ist ein Himmelsplanet, so groß wie deine Erde. Sündhaftigkeit hat ihn vor vielen Jahrhunderten dem Untergang geweiht. Die Bewohner waren einst sehr habgierig und ihre Herzen voller Hass erfüllt. Ihre Streitsucht und ihr Begehren nach Reichtum hat sie alle zerstört und dahingerafft. Mit gewaltigen Waffen, die Tod und Verderben brachten, vernichteten sie sich gegenseitig und ließen damit alles Leben auf dieser Welt aus. Das der Pflanzen, der Tiere und das der Menschen. Kein Wesen konnte der Katastrophe entgehen. Keine Kreatur vor dem Tod fliehen. Und nun schwebt der

Hauch des Todes noch immer auf dieser Welt. Unsichtbar und im Verborgenen.

Aber er kann dir nichts anhaben. Weil das Gewand, welches du trāgst, deinen Leib und deinen Geist davor schātzt. Siehe, Umetuschda, diese āde und verlassene Welt ist nicht allzu sehr von der deinigen entfernt. Fast kannst du nach ihr greifen. In klaren Nāchten siehst du sie auf den Feldern deines Volkes wie einen hellen Stern am Himmelsfirmament erstrahlen.

Du Umetuschda hast Augen, dies hier alles zu sehen. Doch deine Ohren sollen aus meinem Munde die Geschichte dieser vergangenen Vāker hāren. Und mit deinen Worten sollst du das Erlebte deinen Kindern und deren Kindern berichten. Schreibe nieder, was du nun vernimmst.

Schreibe es zum Gedenken und zur Mahnung, auf dass alle Vāker und Menschen es erfahren. Jetzt und in fernen Zeiten. Lerne die Fehler dieser vergessenen Rasse zu vermeiden, damit sich dein Schicksal und das deines Volkes nicht auf Erden āhnlich wiederholt.

Und siehe, all die groāen Stāten liegen in Schutt und Asche. Nichts ist mehr geblieben. Vernichtet sind all die wundervollen Palāste der Herrscher, die Prunkbauten des Volkes. Nur die Ruinen zeugen von einer einstigen groāen Kultur auf dieser nun leeren Welt."

Doch ich sprach zu Futonga, meinem Gebieter: "Herr, was soll ich niederschreiben? Ich verstehe viele deiner Worte nicht. Du sprichst fār mich fremdartige Dinge, die mir unverstāndlich sind. Wie soll ich meinem Volk die Reise auf dieses Eiland erklāren. Sie werden meinen Worten nicht glauben, ein riesiger Vogel habe mich hierher getragen. Ein Vogel, denn du, oh Gebieter lenkst, der deine Worte verstand und deinen Befehlen gehorchte. Weiā ich, ob mein Volk das Geschriebene versteht? Weiā ich, ob es den Sinn erkennt? Deine Wunder kann ich nicht beschreiben, weil ich solches noch nie erlebte. Fāhre du also meine Feder so, damit mir nichts geheimnisvoll erscheint. Denn mein Geist ist gering an Wissen und nicht reif fār Dinge, die du tust und die du lenkst."

Und der Meister antwortete mir: "Halte fest, was deine Augen sehen und deine Ohren hāren! Schreibe wie du denkst und wie du fāhlst. Schreibe nieder, wie ich dir die Schrift lehrte. So bewahrst du das Gesehene und das Gehārte. Alles andere werden meine Diener fār dich notieren, damit es auch deine Kinder und dein Volk wohl verstehen.

Aber deine āberlieferung wird von denen, die nach dir und nach deinen Kindern kommen, nicht verstanden. Sie werden deine Worte falsch deuten und die Schrift verfehlt erkennen. Sie wissen nicht, was der wahre Sinn ist, weil sie nicht nach ihren Gefāhlen denken und sich von den Māchten des Bāsen leiten lassen. So wird den Menschen in sehr fernen Zeiten unser wahres Ziel auf Erden verborgen bleiben.

Doch auch ich werde in dem groāen Buch des Wissens und der Geschehnisse alles aufschreiben, fār jene Menschen, die nach dir und deinen Kindern und den Kindern deiner Kinder kommen. Meine Worte sind fār all jene Generationen bestimmt, die in fernen Zeiten den Erdenball bevākern und den Schritt zu den Sternen wagen. Dann erst wird man auf Erden den Sinn meiner Worte und meiner Taten verstehen und erfassen kānnen.

Dein Volk und seine Nachkommen werden Gātter aus uns machen, obwohl wir keine Gātter sind. Denn es gibt nur XEBALONE. Die Menschen legen unsere Werke falsch aus. Sie werden die Ereignisse der Vergangenheit leugnen und falsche Worte finden fār das, was einst auf Erden und am Himmel geschah. Drum halte ich dich an, Umetuschda, jeden Tag deine Erlebnisse niederzuschreiben. Reiche sie dann weiter an mich, damit ich sie aufbewahre und denen geben kann, die Jahrtausende nach dir kommen. So sehen die Menschen kānftiger Zeiten vielleicht, wie euer Denken und Handeln war. Ermahne dein Volk, halte es an, die Worte, die du zu ihm sprichst, und die Taten, welche meine Diener und ich an den Menschen vollbringen, richtig zu verstehen und zu beachten. Zeige ihnen Gleichnisse auf, so wie ich sie dir lehrte. Sieh an diese Welt des Verderbens,

auf der wir stehen! Auch sie ist ein Gleichnis. Sie ist ein Denkmal der Ermahnung und des Besinnens."

Die Zerstörung eines Planeten

So also sprach der Meister in seiner G4te zu mir. Und dann erfuhr ich mit wenigen aber weisen Worten, was sich hier auf dieser fremden Welt einst zutrug. Und es schauderte mir ob dieser geheimnisvollen Geschehnisse.

"Vor Jahrmilliarden wurde dieser Stern am Himmel geboren", sprach Futonga, mein Gebieter. "Diese Welt strahlte in ihrer Bl4tezeit wie die Sonne an klaren Tagen und gl4hte wie ein Schmelzofen. Bald erlosch das Feuer in ihr. Und es bildeten sich durch die Erstarrung gewaltige Berge und tiefe T4ler. Der Dampf der erkalteten Erde stieg gen Himmel. Und dort legte er sch4tzend vor den Strahlen des Himmels einen G4rtel um den Planetenball. Daraus kam milder Regen und w4sserte den trockenen Boden. Und es regnete ohne Unterlass. Die Wasser sammelten sich. So entstanden bald die Fl4sse und Seen. Diese wuchsen stetig an. Die Wasser flossen zu einem riesigen Meer zusammen. Und es kam die Zeit, da lie4 der Regen nach und eine golden gl4nzende Sonne schien durch die Wolken hindurch.

Jahrmillionen waren vergangen. Aus dem Ozean kam das Leben hervor. Auf dem fruchtbaren Land wuchsen die ersten Pflanzen in einem tropischen Klima. Nach langer Zeit erf4llte den ganzen Planeten eine gro4e Tierschar. Sie entwickelte sich weiter und ward immer gr44er an der Zahl. Bald aber gingen auch andere Arten aus ihr hervor. Gro4e Tierwesen, kleine Tierwesen. Furchtbare Kreaturen und friedvolle Gesch4pfe.

Und nach abermals vielen Jahrmillionen entstand eine Kreatur, halb Tier, halb Mensch. Doch es war ein anderer Mensch als auf Erden. Der Mensch auf diesem Planeten hier hatte eine kleine Statur. Er war eine Laune der Natur, die diese seltsame Kreatur schuf. Und dieses Wesen machte sich die Welt, aus der es hervorkam, untertan. Denn recht bald erkannte es, wie sehr es allem anderen Leben auf dieser Welt 4berlegen war. Der entstandene Mensch machte sich eine Freude daraus, die wehrlosen Tiere zu jagen und zu t4ten. Das Fleisch der Get4teten erwies sich als besonders genie4bar und nahrhaft. Und es verlieh dem, der es a4, neue Kr4fte. Bald also erkannte dieses Wesen seine Macht und Herrschaft. Jahrtausende gingen dahin. Die Wesen vermehrten sich. Bald bev4lkerten viele schreckliche Kreaturen den ganzen Planeten.

Der Mensch hier wurde immer 4berm4tiger. Er wusste sehr bald das Feuer zu b4ndigen und als Waffe gegen die Feinde und die Freunde zu gebrauchen. Habgier nistete sich in den Herzen der Bewohner ein. Sie begehrten des N4chsten Besitz, sein Land und seine Untertanen. Sie nahmen sich die sch4nen Weiber ihrer Nachbarn. Mit Gewalt siegten die St4rkeren 4ber die Schwachen. Es gab viele K4mpfe auf dieser Welt. Und die Geschlagenen fl4chteten, so weit sie es vermochten, in die Bergwelt, suchten Schutz vor den Siegern. Der Unterlegene ergab sich dem Siegreichen und war auf seine g4tige Gnade angewiesen. Jeder wollte mehr f4r sich haben zu jenen Zeiten. Viele Besiegte gerieten in Sklaverei, wo sie von ihren Peinigern bald zu Tode gequ4lt wurden. Denn jene waren erbarmungslos und grausam zu den Kreaturen ihres Geschlechts und ihrer Rasse.

So zerst4rten sie sich bald in einer gewaltigen Schlacht gegenseitig und t4teten ihre Br4der und ihre Schwestern, ihre Kinder und alles Leben. Ob Mensch, ob Tier, ob Pflanze. Alles wurde vernichtet in m4chtigen K4mpfen, auf dem Land und in den L4ften. Gewaltig war das Geschrei der Wehklagenden. Und der Tod kannte kein Erbarmen. In ihrer Entwicklung hatten diese Menschenwesen viele m4chtige und f4rchterliche Waffen entdeckt, die sie in geheimen Verlie4en, in H4hlen und verborgenen W4ldern bauten. Und sie zogen in fliegenden Wagen, die so schnell waren wie der Blitz, ihre

Bahnen mit den Wolken. Eherne Boote schifften 4ber die Meere und spien Feuer und Rauch. Und auf dem Land fuhren ihre Gespanne schneller als das schnellste Pferd mit der t4dlichen Fracht dahin.

Nun, Umetuschda, mein Freund, liegt der Tod 4ber dieser geheimnisvollen fremden Welt. Niemand

will sich hier niederlassen. Mein Volk meidet diesen Ort. Das unendliche Chaos hat Besitz ergriffen und hält diesen Planeten in seinem Bann. Mahnend hebt sich das Nichts empor. Doch es ist niemand da, der diese Zeichen sieht. Das endlose Schweigen zieht seine Bahnen durch das All. Jahrmillionen werden erneut vergehen, bevor wieder fruchtbares Leben auf dieser toten Welt entsteht. Denn die Seuche auf ihr entweicht nur langsam und unsichtbar in das ewige Universum. Dort wird das Verderben gereinigt im Strom des endlosen Kreislaufs allen Seins.

Dies Umetuschda, ist die Geschichte des Planeten Kehoron. Gebe sie weiter an deine Kinder und deine Kindeskiner. Schreibe nieder, was du von mir gehört. Denn ich habe dir die Schrift gelehrt. Ich gab dir das Wissen, diese Dinge zu verstehen. Mit deinem Herzen und mit deinem Verstand. Er wird das Geheimnisvolle erfassen, aber nicht verstehen.

Doch wenn die Zeit reif ist, bekommst du noch das Wissen über viele Künste und von magischen Geheimnissen. Dann wird sich dein wahrer Geist öffnen und du wirst all meine Worte und deren Sinn verstehen, und sie werden dir unvergessen sein. Ich werde dich auch im Gebrauch gewaltiger Waffen unterrichten. Die aber sollst du nur zu deinem Schutz und deiner Verteidigung einsetzen. Sie sind nicht zum Angriff oder zum Morden gedacht.

Das alles wirst du erhalten, um deinem Volk und allen Menschen in deiner Zeit überlegen zu sein. Denn ich habe große Dinge mit dir vor. Du sollst ein Volk, das ich dir anvertraue, leiten, als mein Prophet über alle Gefahren hinweg. Aber merke, Umetuschda: Das heiligste Wissen werde ich vor dir zu deinem Schutz verschließen. Deine Generation und die Kinder, die du zeugst, sind noch nicht reif dafür. Doch du sollst ein guter Schüler sein. Eines Tages bist du reich an Wissen. Ich habe dich mitgenommen auf diese weite Sternenreise, um dir Dinge zu zeigen, die dir das Unverständliche begreifbar machen sollen. Deiner Seele gab ich Unsterblichkeit und deinem Geist ewiges Leben. So wirst du alle Zeiten und alle Welten überdauern. Nur dein Körper wird vergehen. Aber wenn die Zeit naht, gebe ich dir einen neuen Leib zurück.

Umetuschda, ich sage es immer wieder: Schreibe alles so nieder, wie deine Augen es sehen, damit es dein Volk und alle anderen Rassen auf Erden verstehen können. Beschreibe die Wahrnehmungen, die du machst, auch für deine Kinder und deren Nachkommen, in verständlichen Worten. Damit sie nichts falsch deuten."

Zurück ins Raumschiff

Nachdem der Meister zu mir gesprochen, schritten wir hinüber zu dem großen Himmelswagen, darin wir gekommen. Wie ein riesiger Vogel stand er starr in der Höhe, angestrahlt von den sengenden Strahlen der leuchtenden Sonne. Ein stählerner Arm ergriff mich und hob mich empor. Ich spürte keine Furcht, denn mein Meister war bei mir.

Die eiserne Hand setzte mich lautlos nieder im Inneren des gewaltigen Gefährtes, das wie blankes Silber im fahlen Sonnenlicht glänzte. Beend und mit mächtigem Getöse hob es ab von dem sandigen Boden, der nun wie von einem wilden Orkan entfacht aufwirbelte. Je mehr wir uns von diesem Planeten erhoben, desto stiller und ruhiger schwebte der Riesenvogel dahin. Die fremde Welt unter mir blieb zurück und ward immer kleiner anzusehen. Sie sah aus wie eine runde Kugel aus kaltem Gestein. Das fliegende Gefährt trug uns fort von ihr. In die Dunkelheit der Sternenwelt hinein.

Bald gelangten wir am Himmel zu einem riesigen Ungetüm. Wir schwebten mit unserem ehernen Vogel in den weit geöffneten Rachen eines gewaltigen Himmelstieres. Es fauchte und schätzte gar wild und drohte uns zu verschlingen. Da aber mein Meister keine Zeichen von Furcht zeigte, blieb auch ich ruhig und ohne Ängste.

In dem großen Maul des Ungetüms leuchtete es wie feuerrote Glut. Aber ich verspürte keine gewaltige Hitze. Wir schwebten immer tiefer in den Schlund des riesigen Tieres hinein. Doch es fügte uns kein Leid zu.

Dann hielt unser Gefährte an. Der göttliche Meister geleitete mich hinaus und führte mich über eiserne Treppen und Brücken hinweg, auf schmalen erzenen Wegen tief in das gewaltige Himmelstier. Mir war nicht geheuer zumute bei diesen fremden Anblicken. Wir verharrten vor einem Auge des Ungeheuers. Und ich blickte hinaus aus dem mächtigen Himmelsvogel. Da sah ich die fremde Welt, auf der wir gewesen, hoch über mir. Ich war erstaunt darüber. Hatte ich sie nicht vor wenigen Augenblicken noch unter mir erblickt? War sie etwa umgekippt? Erstaunt sah ich meinen Meister an. Er lächelte nur und legte beruhigend seine Hand auf meine Schultern. Da ward auch ich unbekümmert.

Rasend schnell entfernten wir uns nun von diesem Planeten des Todes und der Einsamkeit. Bald sah ich ihn nur noch wie einen kleinen schwach leuchtenden Punkt unter den vielen anderen ungezählten Sternen inmitten des Himmels. Das alles war gewaltig anzusehen. Solches hatte ich nie zuvor erlebt. Wir flogen dahin, lautlos und von geheimnisvoller Kraft gezogen, durch die unendlichen Weiten des Alls. Und nur der Meister kannte diesen Weg. Mir aber war er fremd.

Meine Augen sahen viele Sterne. Kleine, große, leuchtende und dunkle, von Leben erfüllt oder auch tote Welten. Und der Meister zeigte mir andere Himmelswagen, die unseren Weg kreuzten. Sie waren mächtig und riesig anzusehen.

Mein Gebieter legte seinen Arm um meine Schultern und sprach: "Umetuschda, mein Sohn, folge mir! Ich führe dich in das Innere dieses Vogels. Wundere dich nicht über die geheimen Dinge. Es geschieht dir kein Leid."

Und ich schritt neben meinem Meister. Er führte mich durch den Leib des riesigen Himmelstieres. Durch stählerne Höhlen, die hell erleuchtet waren. Doch nicht von Fackeln oder anderen Feuern. Das Licht kam aus den Wänden hervor. Sie strahlten wie die Sonne aber gaben keine Wärme. Die glänzende Hölle der Höhlenwände allein erfüllte die Dunkelheit mit Licht.

Durch Zauberhand öffnete sich eine Tür des gewaltigen Ungetüms, und ich gelangte mit meinem Meister von einem Raum zum anderen. Die Türen schlossen sich hinter uns, ohne berührt zu werden. Ein Raum war schöner als der andere. Jeder erstrahlte in verschiedenen Farben. Viele Diener meines Meisters in seltsamen Gewändern begegneten uns auf unserem Weg durch die verwirrenden Gänge und Räume. Die Dienerschar trug eine enge Haut wie aus Leder an ihrem Körper. Um die Gelenke der Arme und Füße waren breite metallene Ringe geschwungen. Und die Hüfte bedeckte ein großer Gürtel aus hellem Stahl mit vielen funkelnden Punkten und kleinen stählernen Röhren. Zahllose leuchtende Sterne erblickte ich an den Wänden und den Decken der vielen Höhlen, die wir durchschritten. Erschreckt blieb ich stehen, als ich die dröhnende und geheimnisvolle Stimme eines Dieners vernahm. Doch ich sah ihn nicht. Und ich wusste auch nicht, wo er war und von welchem Ort seine Stimme erklang. Sie ertönte überall im Raum. Es waren Worte, die ich nicht verstehen konnte, in einer mir fremden Sprache. Und auch mein Meister redete in dieser Sprache mit seinem Gefolge.

Der himmlische Gebieter führte mich nun an der Hand und sprach: "Fürchte dich nicht, mein Freund! Dies sind die Worte meiner Diener. Sie können und wollen dir nichts anhaben. Dir wird kein Schaden zugefügt. Es sind keine Geister, die dich da umgeben. Ich spreche mit meinen Getreuen, damit sie unser fliegendes Gefährt sicher durch das All lenken."

Wir schritten weiter. Bald erreichten wir einen großen Saal, daselbst der strahlende Thron meines allmächtigen Meisters stand. Derart wundervolles Prachtwerk hatte ich noch nie gesehen. Alles war herrlich anzuschauen. Und voller leuchtender Farbenvielfalt. Diese Schönheit und dieser Glanz. Nie werde ich solchen Anblick vergessen, sondern ihn stets in meinen Gedanken verwahren. Denn es gibt auf Erden nichts, was dieser Pracht gleicht. Kein Menschenwesen hat derartige Schätze. Kein Menschengeschlecht kann diesen Glanz zaubern.

Der Meister geleitete mich zu einer Sitzbank, die vor dem mächtigen Thron stand. Ich konnte durch sie hindurchsehen, denn sie war aus purem und reinem Glas. Aber es zerbrach nicht, als ich mich darauf setzte. Und diese Bank schwebte in der Luft, blieb aber wie starr am gleichen Platz. Ringsum an den Wänden in dem großen Saal befanden sich Tausende leuchtende kleine Sterne in vielen bunten Farben. Und von ihnen gingen die seltsamsten Geräusche aus, die ich je vernommen hatte. Doch ich konnte ihren Sinn nicht verstehen. Es war ein Pfeifen, ein Summen, dumpfes Grollen wie ferne Gewitter, und auch schrilles Zischen. Kein Tier und kein Mensch auf Erden bringt solche Töne hervor. Und sie schmerzten in meinen Ohren. Meinem Meister aber schienen sie nichts anzuhaben. Er ergötzte sich an diesen Geräuschen und lauschte aufmerksam ihrem Klang.

Aus den Wänden und von den Decken herab hingen runde metallene Stäbe, manche so dick wie meine Oberarme. Diese Stäbe aber durfte ich nicht berühren. Und auch nicht die vielen funkelnden Sterne überall in dem großen Saal. Nur den Dienern meines Herrn blieb das vorbehalten. Denn sie verstanden den Sinn all dieser Zeichen und Geheimnisse. Doch wer unbefugt die seltsamen Dinge berührt, der bringt das gewaltige Sternenschiff aus seiner geraden Bahn und es kann hernieder fallen auf den Erdenball oder in die unendlichen Weiten des tiefen Alls stürzen.

Ich wagte nicht, mich zu bewegen, denn ich hatte große unsagbare Furcht vor dieser Herrlichkeit meines großen Meisters. Diese Erscheinung war mir fremd. All die Dinge um mich erfüllten mich mit Unbehagen und Freuden zugleich.

Kein Tempel auf Erden und keine Festung glichen dieser gewaltigen Pracht. Inmitten des mächtigen Himmelsvogels war der heiligste und größte Tempel des Meisters, der da bestimmt über die Geschicke aller Menschen auf Erden und am Himmel.

Viele Diener waren in dem großen Saal, darin ich saß, und sprachen seltsame mir unbekannte Laute in der Weltensprache, in kleine runde Scheiben, die nicht größer als ein Fingernagel waren. Sie trugen sie am Hals, an ihren Handgelenken oder an ihren Gewändern. Andere Diener berührten die leuchtenden Sterne an den Wänden, bis diese in anderen Tönen sumzten oder ganz verstummten.

Mehr unter <http://www.fessler.org>

Zauberhafte Märchenwelt

Der Frosch und die Kuh

(Kurzgeschichte für Kinder im Vorlesealter)

Auf einer grasgrünen Wiese saß einmal ein grasgrüner und fatter Frosch. Der hatte sich verlaufen und wusste jetzt gar nicht mehr weiter. Der Frosch wollte nämlich zu seinem See. Aber im hohen Gras konnte er ihn überhaupt nicht finden. Auch wenn der arme Kerl noch so hoch hinaufpfte. Außerdem war er von den vielen Sprüngen ganz müde.

Und als der Frosch so im grünen Gras saß und nicht mehr weiter wusste, kam eine Kuh dahergelaufen. Auf ihrem Rücken waren drei braune Flecken. Die Kuh hatte das Maul voller Gras und kaute darauf herum. Denn es schmeckte ihr prima. Sie sah den Frosch auf der grasgrünen Wiese sitzen und machte deshalb ein paar Mal "Muh! Muh!"

Da guckte der kleine grasgrüne Frosch empor zu der Kuh mit den drei braunen Flecken auf ihrem Rücken. Und die Kuh machte ganz große Augen, weil der Frosch so klein war und sie ihn sonst gar nicht sehen konnte in dem grasgrünen Gras.

"Was bist du denn für ein Tier? Und was machst du da unten auf meiner Wiese?", wollte die Kuh von dem kleinen Kerl wissen.

"Ich bin ein Frosch! Und ich habe mich verlaufen auf der grünen Wiese. Jetzt finde ich aber nicht mehr zu meinem schönen See zurück", antwortete der Frosch und verdrehte den Hals. So weit musste er sich zu der Kuh hoch strecken.

Auf einmal kam eine Biene angeflogen. Sie summte und brummte vergnügt und sammelte den Blütenstaub aus den vielen bunten Blumen auf der grasgrünen Wiese.

Als sie die Kuh und den Frosch erblickte, setzte sie sich auf den Rücken der Kuh. Mitten auf die braunen Flecken. Dort streckte sie ihre beiden kleinen Flügel aus. Sie war nämlich müde geworden vom vielen Umherfliegen. Und da kam ihr eine Kuh, auf der sie sich ausruhen konnte, gerade recht.

"Was macht denn der Frosch auf der Wiese der Kuh?", fragte die Biene neugierig und sah den kleinen grasgrünen Kerl. Sie schwang ihre Flügel und flog zum Frosch. Auf einem Grashalm setzte sie sich nieder und wippte vergnügt hin und her. Dabei guckte sie den armen Frosch mit ihren kleinen Augen an.

"Ich bin herumgefliegen, bis ich auf die Wiese kam. Da wusste ich nicht mehr weiter im hohen Gras. Ich will aber wieder zu meinem See. Denn dort bin ich zu Hause. Da gefällt es mir viel, viel besser", quakte der Frosch.

"Ich fliege ganz hoch hinaus, bis ich deinen See entdecke", sagte da die Biene zum Frosch. Und schwupp, summ summ, weg war sie. Man konnte sie nicht mehr sehen, weil sie so klein war.

Aber die Biene kam bald zurück zu dem Frosch und zu der Kuh auf der grasgrünen Wiese und sprach: "Frosch, ich habe deinen See gefunden. Er ist aber ganz weit weg von hier. Da musst du sehr lange hängen."

Als der Frosch das hörte, machte er ein trauriges Gesicht und sagte zu der Biene: "Meine Beine sind sehr, sehr müde. Ich bin schon so viel herumgefliegen heute. Jetzt muss ich mich erst ein bisschen ausruhen."

Da machte die Kuh nochmals ganz laut "Muh!" und sprach zu dem armen grasgrünen Frosch: "Ach, weißt du, ich wollte schon immer mal zu einem richtigen See gehen. Ich bin durstig. Da kann ich von dem frischen Wasser aus dem See trinken. Setz dich also auf meinen Rücken. Ich trage dich dorthin. So brauchst du den weiten Weg nicht zu humpfen."

Das ließ der Frosch sich nicht zweimal sagen. Er freute sich sehr. Und von einer Kuh wurde er noch nie getragen. Darum machte er also einen kräftigen Sprung und humpfte auf den Rücken der Kuh. Die Biene summte und brummte vergnügt und flog schon mal voraus.

Langsam lief die Kuh über die grasgrüne Wiese. Ab und zu bückte sie sich und fraß in aller Ruhe das saftige Gras. Dann kaute sie und ging weiter. Der Frosch aber lag auf dem Rücken der Kuh. Er ruhte sich aus und streckte sich in der Sonne. Ab und zu jedoch schaute er vom Rücken der Kuh aus nach unten. Was er da so alles sehen konnte! Die ganze grasgrüne Wiese überblickte er. So hoch oben war er noch niemals gewesen. Alles sah ganz anders aus.

Bald entdeckte der Frosch seinen See. Vor Freude humpfte er auf dem Rücken der Kuh herum. Beinahe wäre er herunter gefallen. Aber die Kuh wedelte mit ihrem langen Schwanz und hielt den kleinen grasgrünen Frosch gerade noch fest.

Als sie an den See gelangten, sprang der kleine Frosch sofort ins frische Wasser hinein und schwamm davon. Die Kuh guckte nur. Und die Biene flog hin und her und summte vergnügt. Der Frosch drehte sich noch einmal um und winkte der Biene und der Kuh zu.

Dann sprach er zu den beiden: "Vielen, vielen Dank, dass Ihr mich hierher gebracht habt. Ich hätte nämlich meinen schönen See sonst nie gefunden. Ich freue mich so sehr darüber."

Die Biene winkte vor Freude mit ihren Flügeln und drehte in der Luft einen doppelten Purzelbaum. Die Kuh aber nahm einen kräftigen Schluck Wasser aus dem See und muhte nur vor sich hin. Denn sie war durstig geworden vom vielen Laufen auf der großen Wiese.

Nach einer Weile setzte sich die Biene auf das Ohr der Kuh und summte: "Los, los, du dicke, faule Kuh. Wir müssen zurück. Sonst schimpft der Bauer, wenn er merkt, dass du davon gelaufen bist."

Da beeilte sich die Kuh natürlich und lief geschwind auf ihre grasgrüne Wiese zurück. Doch der Bauer hat gar nicht gesehen, dass die Kuh weg war. Denn er lag auf der grasgrünen Wiese und schlief ganz fest und schnarchte laut. Als er erwachte, stand die Kuh neben ihm und kaute saftiges Gras.

Ja, so war die Geschichte von dem Frosch und der Kuh. Und natürlich auch von der Biene.

Das Betakreuz

(Auszug aus Kapitel III)

Alter Inkatempel entdeckt

Die beiden nordamerikanischen Archäologen Dr. Curt Olsen und Dr. Joseph Ashley hielten sich bereits seit mehr als drei Monaten in der zerklüfteten Bergwelt der peruanischen Anden auf. Fernab von jeglicher Zivilisation, inmitten einer einsamen und kühlen Hochebene. Die Luft war hier verdampft dünn und die Arbeit strengte mächtig an. Ihre Aufgabe bestand darin, mit einer Vielzahl von Helfern, meist Eingeborene aus den nächsten Dörfern des Hochlandes, unter Schutt und Geröll begrabene Inkasiedlungen freizulegen. Ob sie endlich werden würden, wüssten sie freilich nicht. Denn die Arbeit der Archäologen erwies sich als mühselig und sehr langwierig. Jeder einzelne Spatenstich musste nach Spuren untersucht werden.

Eigentlich kam es nur durch puren Zufall zu den jetzigen Ausgrabungen, nachdem ein Bauer beim Pflügen seines Ackers mehrere vorgeschichtliche Tonscherben fand. Clever, wie er war, berichtete er von seinem Fund sofort den zuständigen Behörden, um eine saftige Belohnung zu kassieren. Dann aber dauerte es doch noch einige Zeit, bis sich ein Expertenteam fand, das die Ausgrabungen leiten und durchführen wollte. Eine Routinearbeit sollte es werden. Da die Wissenschaftler bei ihren Ausgrabungen eine sensationelle Entdeckung machen würden, ahnten sie natürlich nicht. Und so stellte sich ihre Arbeit anfangs wie jede andere Ausgrabung auch dar.

Eines Tages stiegen die Archäologen mit ihrem Team auf felsigen Untergrund. Die Arbeiter zeigten sich überrascht, als ihre Spitzhacken auf den harten Boden trafen. Ein hartes Stück Arbeit begann. Schon bald entpuppte sich die Freilegung als Reste eines großen Tempels. Doch von der wohl einstigen Pracht zeugte nicht mehr viel. Nur vereinzelte Säulen standen noch an ihrem ursprünglichen Platz. Verwittert und vermodert waren die Malereien und kaum zu erkennen. An anderen Stellen entdeckten die Männer weitere Säulen, die kreuz und quer im Erdreich verstreut lagen.

Wochen vergingen. Endlich war es geschafft, der Tempel von Schutt und Dreck befreit. So konnte man nun deutlich den früheren Grundriss des Bauwerkes erkennen. Vereinzelte Mauerreste deuteten Räume und Säle an, in denen einst ein großartiges Königtum regiert haben musste. Neben dem Haupttempel befand sich noch ein kleinerer Anbau, der zum größten Teil unter den Erdmassen der Verwitterung trotzte. Von dort führte ehemals ein gepflasterter Weg zu einem zusätzlichen Bauwerk. Monatelang dauerten die weiteren Ausgrabungen, dann hatten die Arbeiter auch diesen Tempel vom Geröll befreit.

Olsen und Ashley schritten über die freigelegten Wege. Sie waren stolz auf ihre Arbeit und bestaunten die verfallenen Bauwerke. Sie konnten nun mit genaueren Untersuchungen beginnen. In einem der Tempel entdeckten die beiden Reste von Malereien an den Wänden, fanden da geheimnisvolle Schriftzeichen, die ihnen vollkommen fremd vorkamen. Wer mochten die Erbauer dieser Stätte gewesen sein? Welchem Gott oder Fürsten zu Ehren waren diese Tempel errichtet? Wie hieß der Herrscher oder König, der in diesem großen Bauwerk regierte?

Aus den Schriftzeichen und Malereien ergab sich kein Hinweis auf die Baumeister oder eine bestimmte Kultur. Nichts von dem, was die Archäologen fanden, ließ den Schluss auf ein konkretes Volk zu. Inka hatten wohl nicht dieses Bauwerk errichtet. Die ganze Art und Weise der Verarbeitung, die Skulpturen und auch die Malereien sowie die vielen Fresken entsprachen nicht deren Kultur.

In einem der Innenhöfe nahmen Olsen und Ashley Vermessungen des Bodens vor. Plötzlich entdeckte Dr. Ashley etwas sehr außergewöhnliches. Er bückte sich und schabte mit den Fingern den Schmutz von dem steinernen Untergrund.

"Curt kommen Sie! Sehen Sie sich diese Ritzen da im Boden an. Sieht ganz so aus, als wärde dahinter irgend etwas verborgen sein. Bestimmt eine Grabkammer. Vielleicht finden wir sogar eine alte Mumie von dem ehemaligen Herrscher", sagte er zu seinem Kollegen.

Dr. Olsen kam näher und beugte sich nieder. "Ja, könnte sein", entgegnete er nachdenklich und rieb sich am Kinn.

Mit ihren Händen scharrtten die beiden Männer den restlichen Dreck beiseite, bis sich klar die Umrisse der Steinplatte erkennen ließen. Sie holten Stemmeisen und Meißel und versuchten, den Verschluss aus seiner Verankerung zu heben. Es gelang ihnen nicht. Schweißtriefend und schwer atmend hockten sie sich auf den Boden. Ashley schüttelte den Kopf und zog seine Stirn in Falten.

"Das Ding kriegen wir so nicht auf", stellte er fest und schaute nachdenklich auf die Steinplatte, als könne er die Antwort da ablesen.

Olsen nickte und zündete sich eine Zigarette an. Tief sog er den Rauch ein und genoß den blauen Dunst.

"Holen wir ein paar Arbeiter her. Wir kriegen das Schloß schon auf", sagte Olsen, nachdem er aufgeraucht hatte.

Er pffte durch die Finger. Die Arbeiter schauten zu ihm herüber. Er winkte und rief einige zu sich. Schließlich gelang ihnen unter großer Anstrengung, die Bodenplatte zu bewegen. Mühsam war es, sie aus ihrer Verankerung zu heben. Doch dann hatten sie es endlich geschafft. Sie schauten in die Öffnung und entdeckten eine Steintreppe. Sie führte im Dunkeln tief unter den Tempelbau.

Die Arbeiter machten sich wieder an ihre bisherige Aufgabe. Ashley und Olsen holten zwei Lampen aus ihrer Ausrüstung. Langsam schritten sie die Stufen hinab. Ihre Schritte hallten in den kahlen und dunklen Gängen wider. In vielen Verzweigungen führte der Weg immer tiefer in die verborgenen Reste dieses antiken Bauwerkes. Glatt, wie mit Steinfräsen bearbeitet, waren Wände und Decken. Auch die verstaubten Treppenstufen zeugten von meisterhafter Arbeit. Eine Steintreppe, gegossen wie auf dem Fabrikationsband eines modernen Betonwerkes. In den düsteren Gängen zeigten sich keine Hinweise auf die Erbauer. Keine Schriftzeichen oder Malereien an den Wänden, was sich schon als außergewöhnlich darstellte. Keine Ornamentverzierungen, keine Nischen mit Stauen, keine Reliefs. Nur ein kalter und schlichter Gang. Trostlos und geheimnisvoll zugleich.

Ihr Forschergeist trieb die beiden Wissenschaftler jedoch unaufhaltsam weiter. Auf endlos erscheinenden Stufen ging es immer tiefer ins Erdinnere. Manchmal mußten die beiden Männer lange und schmale Gänge passieren, bis erneut Treppenstufen nach unten führten. An jeder Verzweigung machte Dr. Olsen ein Kreidezeichen an die Wände, damit sie sich nicht in dem Irrgarten verließen. Jeden Winkel und jede Ecke leuchtete Dr. Ashley aus. In der Hoffnung, irgendeinen Hinweis oder eine besondere Entdeckung zu machen. Aber nichts dergleichen.

Wände und Decken waren genauso wie der Boden auch hier unten exakt geschliffen. Keine Unebenheit weit und breit. Dennoch breitete sich Enttäuschung in den Gesichtern der Wissenschaftler aus, nachdem sie auch so tief unten keinerlei Schriftzeichen oder Ähnliches finden konnten.

Doch sie ließen sich nicht aufhalten. Immer weiter gingen die beiden die ungewissen und düsteren Treppenstufen hinunter. Schritten durch fast nichtendende Gänge, gelangten in leere und kahle Räume, von denen wiederum verschiedene Gänge abzweigten. Fast drohend schienen die Felswände sie anzustarren, als wollten sie die Eindringlinge vertreiben. Es herrschte unheimliche Stille. Nur das hallen ihrer Schritte wirkte gespenstisch in den kahlen Gemäuern.

Plötzlich ging es nicht mehr weiter. Eine Felswand versperrte den Archäologen den Weg. Sie befanden sich in einer Sackgasse. Sie gingen zurück bis zur nächsten Abzweigung und versuchten es in einem anderen Gang. Aber auch hier das gleiche. Also probierten sie es überall in dem Labyrinth. Aber alle Wege endeten vor einer grauen Wand. Nirgends ein Hebel, der ihnen die Hindernisse beseitigte.

Sollte hier Endstation sein? In stummen Gängen tief unter dem Erdreich? In kahlen Räumen, die nicht einmal einen simplen Sarkophag verbargen? Ohne den geringsten Gegenstand? Nicht mal Wandzeichnungen. Trostlos wie in einem Bergwerkschacht. Nichts deutete auf die Grabkammer eines Inkafürsten hin. Nichts auf einen rituellen Ort, einen Opferstein, eine Schatzkammer. Waren andere vor ihnen schon hier? Grabräuber, die die Schätze an sich nahmen? Es konnte nicht sein. Hatten sie doch diese Stätte in mühseliger Arbeit erst freigelegt.

"Das ergibt keinen Sinn", stellte Olsen fast enttäuscht fest. "Wer errichtet solch ein aufwendiges Bauwerk? Plagt sich ab, schuftet bis zur Erschöpfung? Nur für nichts und wieder nichts. Eine nichtssagende Ruine."

Ein Grab voller Rätsel

So schnell gaben die Wissenschaftler aber nicht auf. Sie waren überzeugt, hier unten in den tiefsten Gewölben, eine Entdeckung zu machen. Ihr Forschergeist trieb sie an.

"Es muß ein Weiter geben!" betonte Ashley und suchte mit seiner Lampe jeden Winkel ab. Alle versperrten Gänge schritten sie noch einmal ab, leuchteten die hintersten Ecken ab. Plötzlich passierte der Lichtstrahl in einem der Gänge eine kleine Kerbe. Nur knapp zwanzig Zentimeter über dem Boden. Dr. Ashley hätte sie beinahe übersehen, so unscheinbar war sie. Er trat ein paarmal mit seinen Schuhen dagegen, bis sie in der Wand verschwand. Und nach wenigen Sekunden öffnete sich wie von Zauberhand auf der ihnen gegenüberliegenden Seite fast geräuschlos die Felsenwand. Erschrocken wichen die beiden Männer zurück.

"Donnerwetter!" staunte Olsen nur und ging vorsichtig auf das dunkle Loch zu. Ashley folgte ihm vorsichtig. Sie wußten nicht, was sie erwartete.

Und hinter der steinernen Tür führte eine weitere Treppe noch tiefer hinab. Ashley richtete den Strahl seiner Lampe hinein, konnte aber nichts besonderes entdecken. Neugierig gingen die Archäologen weiter. Es wurde jetzt allmählich kälter hier unten. Die kahlen Wände trugen ihr Nützliches dazu bei.

Die Treppe zählte sechundsiebzig Stufen, fein sauberlich und exakt in den Fels gefräst. Sie endete in einem langen Gang. Nach etwa zweihundert Metern standen die beiden Archäologen erneut vor einer Felsenwand. Hier gab es nun absolut kein Weiterkommen, wie die zwei Männer sehr schnell feststellten. Keine Kerbe in den Ecken oder an der Decke, keinen Hinweis auf den nächsten Weg. All ihre Bemühungen, auch hier einen geheimen Mechanismus zu finden, blieben erfolglos. Es vergingen Stunden des Suchens. Sie entdeckten nichts. Olsen und Ashley gaben schließlich fast verzweifelt auf.

Sie machten sich enttäuscht auf den Rückweg, wollten aber trotzdem nochmal in einem der vielen anderen Gänge versuchen, einen Durchgang zu finden. Vielleicht hatten sie ja irgendwo irgend etwas übersehen. Es mußte hier unten weitergehen. Diese Sackgasse sollte und durfte nicht das Ende ihres Ausflugs in die Tiefe sein. Wozu dienten diese verborgenen Gänge? Welchen Zweck erfüllten sie? Waren es Fluchtwege? Olsen und Ashley mußten es herausfinden. Das sind sie ihrem Job schuldig. Zum Resignieren waren sie nicht geboren. Irgendwo gab es ganz einfach einen Gang aus dem Irrgarten, der sie ans ersehnte Ziel führen würde. Das wußten sie. Daran glaubten sie. Dieser

Gedanke gab ihnen neuen Mut und Zuversicht.

Die Archäologen schritten wieder die Stufen hinauf, welche in den nächsten großen und kahlen Raum führten, von dem sie in diese Sackgasse gelangten. Auf der obersten Stufe verharrte Dr. Olsen. An der Rückseite der steinernen Tür entdeckte er etwas, das ihm beim Abstieg nicht aufgefallen war. Dieses seltsame Gebilde glänzte im Strahl seiner Lampe.

"Hier Joseph, sehen Sie mal! das ist doch...- Sieht aus wie ein Amulett. Oder so Ähnlich. Das haben wir vorhin gar nicht gesehen." Er kratzte mit seinen Fingernägeln daran herum, um den Schmutz zu entfernen.

Ashley kam nun näher und schaute neugierig über Olsens Schultern. Er staunte und sagte: "Das scheint aus Gold zu sein. Pures Gold! Und voller merkwürdiger Schriftzeichen ist es." Er berührte den Gegenstand mit seinen Fingern, wollte den Jahrtausende alten Staub wegwischen, ihn von der Wand nehmen. Aber er rührte sich nicht. So fest verankert. Auch Olsen versuchte es vergebens. Er ging also rasch an die Oberfläche, von wo sie gestartet waren, wollte Hammer, Meißel und anderes Werkzeug holen. Es dauerte nicht lange, bis er wieder zurück kam. Nun konnten sich die Männer ans Werk machen. Schließlich gelang es ihnen doch noch, den Fund von der Steinplatte zu lösen, ohne ihn zu beschädigen.

Olsen wog den Gegenstand in seinen Händen und sagte: "Er ist nicht aus reinem Gold. Dazu ist er zu leicht." Nachdenklich fuhr er fort: "Die Schriftzeichen darauf kenne ich nicht. Sie sind mir vollkommen unbekannt. Nicht solche, wie wir sie zu Massen bei alten Inkaberlieferungen oder in Tempeln gesehen haben. Und dieses Amulett scheint mir ein Kreuz anzudeuten. Obwohl es runde Formen hat."

Das Amulett hatte die Ausmaße siebzehn mal vierundzwanzig Zentimeter. Seine Oberfläche war mit einem goldenen Überzug versehen. Der Kern bestand aus gehärtetem Stahl. Verschiedene Kerben und Verzierungen, eingravierte unbekannte Schriftzeichen, schmückten Vorder- und Rückseite.

Nachdenklich betrachteten die beiden Archäologen das seltsame Kreuz von allen Seiten.

Plötzlich klopfte Ashley seinem Kollegen auf die Schultern und sagte: "Curt, bevor wir hier in diesen Raum kamen, haben wir doch in den Gängen verschiedene Schlitz in den Wänden gesehen. Sie bedeuten irgend etwas. Vielleicht..."

Weiter sprach er nicht. Und Olsen wusste auch so, was sein Kollege meinte. Sie nahmen das Kreuz und eilten zurück, dem Ausgang entgegen. Gleich hinter dem ersten Gang entdeckten sie an den Wänden die verschiedenen schmalen Schlitz. Dort verharrten sie einen Augenblick.

Ashley holte tief Luft und sagte: "Jetzt kommt's drauf an." Er nahm das Kreuz und schob es in den ersten Schlitz, bewegte es hin und her. Nichts tat sich. Auch nicht beim zweiten und dritten. Sie machten weiter. Dann endlich hatte Ashley Erfolg. Beim elften Versuch vernahmen die Männer ein schwaches Summen. Sie sahen sich erstaunt um. Doch nichts war zu sehen. Das Geräusch kam von einem unbekannten Mechanismus. Nach wenigen Sekunden gab die Wand eine zuvor unsichtbare Öffnung frei. Dahinter führte ein Gang ins unbekannte Dunkel. Unbehagen breitete sich nun doch für einen Moment bei den Männern aus. Dann sahen sich Olsen und Ashley an. Sie nickten, als Zeichen zum Weitergehen.

Der Gang dehnte sich in einer langgezogenen Krümmung aus. Schließlich endete er in einem großen runden Saal. Auch hier keine Decken- und Wandzeichnungen. Nur kahle und stumme Wände. Wieder nichts, was auf die Erbauer hindeutete. Dafür entdeckten sie an den Wänden weitere Schlitz. Sie schoben das seltsam geformte Kreuz hinein. Nach mehreren Versuchen gab einer der Schlitz die Öffnung zu einem weiteren Gang frei.

Olsen und Ashley trieb es nun unaufhaltsam weiter. Mit neuem Elan und grÄßlicher Neugierde zog es sie durch die vielen unbekannten und dunklen Pfade eines labyrinthischen GewÄßers tief unter der Erde. Wie lang mÄßigen die GÄnge im Verborgenen wohl sein? Wohin fÄhrten sie in ihren Wirrungen und Verzweigungen, mit all den ungezÄhlten Sackgassen, die Äberraschend endeten? Stumm und unentdeckt lagen sie Jahrhunderte oder sogar Jahrtausende unter Schutt und Lehm begraben. Gaben sie jetzt, nach unbekannten Zeiten, ihr Geheimnis preis? Olsen und Ashley waren gespannt auf das Ergebnis.

Immer wieder standen sie vor plÄtzlich endenden GÄngen und ins Leere fÄhrenden Treppen. Doch das geheimnisvolle Kreuz Äffnete ihnen alle verschlossenen TÄren und WÄnde. Mitunter brauchten die ArchÄnologen mehr als nur ein paar Minuten, um einen Durchgang zu Äffnen. Aber sie gaben nicht auf. Was sie am ersten Tag nicht schafften, fÄhrten sie anderntags fort.

Irgendwann einmal mußten sie auf die GrabstÄtte des FÄrsten stoßten, dem zu Ehren dieses einmalige Bauwerk, so kahl und so trostlos es sich auch darstellte, mit all seinen Irrwegen errichtet wurde. Und dort erhofften sie einen sagenhaften Schatz vorzufinden. Grabbeigaben, GegenstÄnde, die fÄr das jenseitige Leben bestimmt sein sollten.

PlÄtzlich aber standen die zwei MÄnner erneut in dem Raum, in welchem sie vor zwei Tagen das seltsame Kreuz hinter der SteintÄre entdeckten. Sie waren in den letzten beiden Tagen im Kreis gelaufen, ohne es zu wollen oder zu wissen. Das Amulett hatte sie diesen Irrweg gefÄhrt.

"Das kann doch wohl nicht wahr sein!" schimpfte Olsen los. Mit einem mächtigen Ausbruch an FlÄchen und VerschwÄrungen machte er seinem Ärger Platz und schlug mit der Faust gegen die steinernen WÄnde.

"Irgend etwas mÄßsen wir falsch gemacht oder Äbersehen haben", sagte Ashley und fÄgte nach einer Pause hinzu: "Vielleicht Äffnet uns dieses Kreuz noch andere TÄren, die wir bisher Äbersahen. Wir mÄßsen eben nochmal von vorne beginnen."

Wieder machten sie sich auf die nervenaufreibende Suche. Diesmal ging es bedeutend schneller. Und diesmal durften sie nichts Äbersehen oder falsch machen. Sie mußten einfach Erfolg haben.

Fast ein weiterer Tag verging ohne Ergebnis. Ohne Rast irrten Olsen und Ashley durch die unterirdischen GÄnge. Eine Unterbrechung gab es nicht. Erst am spÄten Abend, sie waren schon total mÄde und abgespannt, beendeten sie ihre vergebliche Suche. ErschÄpft sanken sie auf ihr Nachtlager.

Geheimnisvolle Schriften entdeckt

Der dritte Tag verlief wie die zwei vorangegangenen. Die beiden ArchÄnologen kamen immer wieder an ihren Ausgangspunkt zurÄck. Sollten sie die Suche aufgeben? Nein, das durften sie nicht! Sie wÄrden etwas finden, irgendwann. Selbst wenn es Jahre dauert.

Am vierten Tag schließlich fÄhrte der Zufall die MÄnner auf die richtige Spur. Bevor die das GewÄßer hinabstiegen, setzte sich Dr. Olsen noch einmal kurz auf die Steinplatte, die den Zugang zu dem unterirdischen Verlies verschlossen hatte und band den SchnÄrsenkel seines rechten Schuhs. Dabei fiel sein Blick auf die Gravierungen der Platte. Ein unscheinbarer Pfeil zog ihn fast magisch an. Olsen folgte mit den Augen der VerlÄngerung, die genau auf einer noch erhaltenen SÄule im Innenhof endete. Mit großten Schritten ging er dort hin. In ihr waren viele Zeichen eingeritzt. Er tastete sie mit seinen Fingern vorsichtig ab. Dabei entdeckte er eine kleine mit Lehm verschmierten Ritze. Mit seinem Taschenmesser entfernte Olsen den Dreck und legte eine kleine Äffnung frei. Dr. Ashley hatte

ihm dabei interessiert zugeschaut und war nun neben ihn getreten.

"Was ist?" wollte er wissen und schaute sich die Säule an, um zu sehen, was es da besonderes gab. Er konnte sich nicht vorstellen, hier etwas aufregendes zu finden.

Sein Kollege zeigte einen zufriedenen Gesichtsausdruck. "Hier, sehen Sie", sagte er und deutete auf den Schlitz, "da könnte das Amulett hineinpassen. Wir probieren es."

Erwartungsvoll schob er das Amulett in die Öffnung und bewegte es leicht hin und her. Kurz darauf hörten sie ein schwaches Summen. Sie schauten sich um und entdeckten nur wenige Meter neben der Säule im Boden eine Steinplatte, die einen unterirdischen Treppenabgang freilegte. Er führte in ein dunkles Verlies hinab. Ihre Ausdauer und all die Anstrengungen wurden also doch noch belohnt. Vorsichtig gingen die beiden Archäologen die Stufen hinab ins Ungewisse.

Eine Unendlichkeit schien zu vergehen. Dann erreichten sie einen breiten Gang, von dem mehrere Öffnungen abgingen. Wieder standen sie also vor einem Labyrinth. Sie beschritten jeden Weg. Viele führten ins Leere oder endeten plötzlich. Doch die Wissenschaftler hatten Glück. Das Amulett öffnete ihnen eine steinerne Tür. Sie traten in einen großen Raum und erschranken. Er war hell erleuchtet. Doch nirgends konnten sie eine Lampe entdecken. Das Licht schien von den Wänden und der Decke zu strahlen. Verwundert sahen sich Olsen und Ashley um. Was sie dann in noch größerem Erstaunen versetzte, bestand in einem auf Federbeinen ruhenden golden glänzenden Sarkophag, den eine dicke Steinplatte bedeckte. Das ganze war wundervoll bemalt. In verschiedenen Pastellfarben. Aber nicht mit irgendwelchen Figuren oder Darstellungen von Herrschern oder Personen. Nein, es schien, als wäre der gesamte Kosmos abgebildet worden. Nicht nur unser Sonnensystem. Mehr noch als unsere Milchstraße. Auch ferne Galaxien, völlig unbekannte und fremde Welten. Sterne, die in Lehrbüchern beschrieben werden und nicht mehr als zwanzig Jahre bekannt sind.

Die Archäologen waren schier überwältigt. Das hatten sie nun wirklich nicht erwartet. Es war mehr als nur ein Schatz. Es war, ja es war unbeschreiblich. Sie wussten nichts zu sagen und sahen sich nur staunend um.

Wer bemalte diese Grabplatte? Welcher Astronom kannte schon vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden all diese fremden Welten? Die heute teilweise noch gar nicht in diesem Maße erforscht sind. Woher hatte er dieses sagenhafte Wissen? Neben dieser Darstellung des Kosmos befanden sich auf dem Sarkophag noch fremdartige Gravuren und Schriftzeichen. Ähnlich denen, wie sie auch auf dem geheimnisvollen Kreuz dargestellt sind. Ihre Entzifferung würde sicherlich Monate dauern. Wenn überhaupt.

Auf der Steinplatte entdeckte Olsen eine Einkerbung, die verblüffend dem rätselhaften Kreuz glich. Olsen legte es mit den Schriftzeichen nach unten hinein. Wie von Geisterhand schob sich jetzt die Steinplatte zur Seite und gab einen Blick ins Innere des mächtigen Sarkophags frei. Gelblich schimmerndes Licht strahlte ihnen entgegen. Klar und deutlich konnten Olsen und Ashley den Inhalt des Sarkophags erkennen. Glaubten sie nun an einen einbalsamierten Leichnam eines Inkafürsten vorzufinden, wurden sie enttäuscht. Nicht ein menschliches Wesen war hier bestattet.

Dennoch zeigten sich die beiden Archäologen überrascht von dem, was sich ihnen bot. Da lagen in dem Sarkophag fein sauberlich geordnet unzählige kleine Metallplättchen. Graviert mit fremdartigen Schriftzeichen, die die Wissenschaftler noch nie gesehen hatten. Die ihnen vollkommen fremd erschienen.

Ashley konnte sich einen Ausruf der Verwunderung nicht verkneifen. Und Olsen klopfte seinem Kollegen auf die Schultern.

"Junge, Junge, das ist ein Ding", sagte er voller Freude, "was haben wir da bloß entdeckt?" Er machte eine Pause und fuhr dann mit einem leichten Ton der Enttäuschung fort: "Aber - wo ist die Leiche?"

Ashley grinste ihn an. "Was brauchen wir einen Leichnam, wenn wir das hier haben?!" Er deutete auf den Inhalt des Sarkophags und holte einige Metallplättchen hervor. Ganz behutsam nahm er sie in die Hände und hielt sie vorsichtig zwischen den Fingern.

"Das allein wird die Öffentlichkeit vermutlich in Erstaunen versetzen", sagte er dann. Und er sollte recht behalten! Denn was sich da anbahnte, bedeutete ein totales Umdenken auf vielen Gebieten der Altertumsgeschichte.

Nachdem sich die erste Aufregung etwas gelegt hatte, untersuchten Olsen und Ashley den Raum näher. Aber neben dem bereits entdeckten Sarkophag und seinem Inhalt gab es nichts weiter. Das Geheimnis der strahlenden Wände konnten sie nicht ergreifen. Jedenfalls nicht jetzt sofort. Obwohl besonders interessant, erschien ihnen dieses eigenartige Phänomen nicht so wichtig zu sein im Vergleich mit den gefundenen Metallplättchen. Die allein waren eine Sensation!

Eine Woche nach dem sagenhaften Fund kehrte Dr. Ashley in die Vereinigten Staaten zurück. Olsen blieb mit seinen Leuten an der Ausgrabungsstätte, um die Arbeiten dort zu überwachen. Vielleicht würde er sogar noch eine weitere interessante Entdeckung machen. Jedenfalls erhoffte er es sich.

Dr. Ashley führte in seinem Gepäck einige der vielen metallenen Plättchen aus der Grabkammer des Inkatempels mit sich. Es hatte viele Mühen und Formalitäten gekostet, sie aus dem Land zum Zwecke der Übersetzung ausführen zu können. Schließlich aber durfte Dr. Ashley eine kleine Auswahl zur ersten Forschung mit in die Staaten nehmen.

Der Wissenschaftler wollte sich sofort mit Professor Stodinas in Verbindung setzen. Vor einigen Jahren war der Professor maßgeblich an der Übersetzung fremder Schriftzeichen beteiligt, die man in einer Raumkapsel fand, welche in Nevada abgestürzt war. Daran hatte sich Dr. Ashley noch in Peru erinnert. Deshalb stattete er bei seiner Ankunft dem Wissenschaftskollegen einen Besuch ab.

Er vereinbarte mit dem Professor einen Termin für die nächsten Tage. Bei ihrem Zusammentreffen berichtete Ashley ausführlich von den Ausgrabungen in Peru und dem Fund, den er mit seinem Kollegen dort mehr zufälligerweise machte. In Professor Stodinas' Arbeitszimmer lagen nun feinsäuberlich die wenigen Metallplättchen auf dem Schreibtisch. Voller Interesse betrachtete er sie. Der Ausdruck an Begeisterung stand in seinem Gesicht.

"Doktor Ashley, Sie haben einen bedeutenden Fund gemacht. Die Wissenschaft wird aufhorchen, wenn sie von Ihrer Entdeckung erfährt. Wir werden der Fachwelt diese Sensation präsentieren. Wenn ich mich nicht irre, sind diese Schriftzeichen identisch mit denen, die ich damals in Nevada fand. Wenn das tatsächlich so ist, dann sind sie außerirdischen Ursprungs."

Der Professor machte eine kurze Pause, ließ die Bedeutung seiner Worte wirken. Dann fuhr er fort: "Wir werden durch diese Schriftzeichen neue Erkenntnisse unserer Entwicklung erfahren. Vielleicht auch einen Hinweis, wo sich weiteres Geheimwissen der extraterrestrischen Besucher befindet."

Dr. Ashley horchte auf. "Außerirdische Wesen sollen die Absender dieser Dokumente sein? Das ist doch nicht möglich. Wie kamen die hierher?" fragte er.

Professor Stodinas nickte nur und atmete tief ein. Deutlich war eine gewisse Spur von Erregung zu erkennen. "Es muß vor vielen Jahrhunderten, vielleicht sogar Jahrtausenden gewesen sein. Womöglich hatten sie hier einmal ihren Stützpunkt. Ja, so wird es vermutlich sein", sagte er.

Unheimliche Stille herrschte für einen Moment. Schweigend sahen sich die beiden Männer an. Jeder machte sich seine eigenen Gedanken über diesen Fund. Dann hatte sich die Spannung gelegt.

"Und Sie können das hier übersetzen, hm?" fragte Ashley forschend, wobei er mit seinem Zeigefinger auf die vor ihm liegenden Metallplättchen deutete. Der Archäologe sah den Professor erwartungsvoll an.

Dieser nickte nur mit einem kaum wahrnehmbaren Lächeln und entgegnete: "Ja, aber ich brauche die komplette Sammlung. Die kleine Auswahl allein nutzt mir da nicht viel." Er erhob sich vom Stuhl und schritt zu seinem Wandtresor, wo er einen Ordner mit schriftlichen Aufzeichnungen hervorholte.

"Hier drin sind die Formeln, die Schlüssel zur Offenbarung der geheimen Schriften. Ich hoffe sehr, daß Ihre Schriftzeichen mit den meinen übereinstimmen. Dann wird es mir selbstverständlich gelingen, den von Ihnen gehobenen wertvollen Schatz zum Sprechen zu bringen. Und wir werden erfahren, was uns die Außerirdischen zu sagen haben. Ich werde mich nicht scheuen, dafür nach Südamerika zu reisen. -

In einem Inkatempel wollen Sie diese Metallplättchen da gefunden haben, sagten Sie? Den sie jetzt erst ausgruben? Das lag dort unentdeckt?"

Stodinas schüttelte verwundert den Kopf und fuhr fort, ehe Ashley ihm antworten konnte: " Nein. Es war kein Bauwerk aus dem Inkareich. Die Extraterrestrier haben diesen Tempel errichtet, wie viele andere Monumentbauten überall auf der Erde auch. Danach erst siedelten sich die Kulturen um diese Denkmäler, wie ich sie mal nennen will, herum an. Weil die Stätten ihrer Götter das Heiligtum, die absolute Macht, Schutz und Geborgenheit symbolisierten. Diese göttlichen Tempel überstanden größtenteils die Zerstörungen in all den vergangenen Jahrtausenden, während die Bauwerke der Menschen langsam verfielen."

Der Professor blätterte in seinen Aufzeichnungen, legte sie dann zur Seite und griff zum Telefon. Er rief zwei seiner engsten Mitarbeiter, Dr. Brian Exter und Mike Sheffield, zu sich. Sie ließen nicht lange auf sich warten. Der Professor stellte sie Dr. Ashley vor und berichtete in knappen Sätzen von dem Fund. Er zeigte ihnen die Metallplättchen.

"Meine Herren, eine neue Aufgabe wartet auf uns. Wir wollen diese Schriftzeichen übersetzen und uns überraschen lassen, was da geschrieben steht. Welche Botschaft halten die Außerirdischen diesmal für uns bereit?" sagte der Professor und sah die drei Männer für einen Augenblick an. Dann fuhr er fort: "Doch lassen wir uns zunächst von Dr. Ashley berichten, was er und sein Kollege Olsen in Südamerika erlebten."

Bis spät in die Nacht hockten die vier Männer zusammen und unterhielten sich über die Ausgrabungen, den vermeintlichen Inkatempel und vor allem seinen außergewöhnlichen und besonders geheimnisvollen Schatz.

Am nächsten Morgen eröffnete Professor Stodinas seinen beiden Mitarbeitern, daß ihnen allen eine Reise nach Südamerika bevorstehe. "Meine Herren, wir reisen nach Peru. Dort liegt ein Schatz und wartet auf uns."

Genau achtundvierzig Stunden später landeten sie in Lima und machten sich auf den beschwerlichen Weg ins Hochland der zerklüfteten Anden. Bald hatten sie ihr Ziel erreicht.

Die Übersetzung konnte beginnen. Sie bereitete wirklich nur wenig Mühen. Dennoch brauchten die Wissenschaftler mehrere Monate. Die Metallplättchen enthielten nämlich eine Reihe von Zeichen, die den drei Männern noch unbekannt waren und keinen vernünftigen Sinn in der Übersetzung ergeben wollten.

Doch dann endlich hatten sie es geschafft. Ein Zeugnis auŸerirdischer Besucher auf der Erde vor Jahrtausenden lag vor ihnen. Und der Inhalt dieser Schriften faszinierte die drei Wissenschaftler aufs Neue.

Zwischenzeitlich traf auch Dr. Ashley wieder seinen Kollegen Dr. Olsen. Er lieŸ sich ausföhrlich öber den Stand der Entwicklung vor Ort unterrichten. Auch er war, wie sein Kollege, öberrascht von den uralten öberlieferungen. Alle fünf zeigten sich voller Stolz öber ihre Arbeit. Hatten sie doch einen Beweis föür die Anwesenheit extraterrestrischer Besucher in Urzeiten auf der Erde der Menschheit öberliefert.

Föür alle Vöölker ist diese Botschaft bestimmt!

Mehr unter <http://www.fessler.org>

Autoren fallen nicht vom Himmel

Der beschwerliche Weg zum ersten Buch
(Auszug)

Niemals sollst du verzagen bei dem, was du erreichen willst. Denn der Erfolg ist ein unsichtbarer Begleiter auf deinem Weg.

Meine ersten Schreibversuche machte ich bei der Einschulung Mitte der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Heute beginnt das Schuljahr im Sommer. Damals kam man nach den Osterferien zur Schule, die Älteren werden sich bestimmt noch daran erinnern. Und weil es so schön passte, begannen wir mit dem „O“ als ersten Buchstaben. Der bot sich hervorragend zur Übung an, hatte er doch die typische Form eines Ostereis. Weil „Osterei“ mit „O“ beginnt, konnte ich mir das so merken. Wir machten seinerzeit unsere ersten Schreibversuche auf einer Schiefertafel, damit nicht zu viel Papier vergeudet wurde. Das Quietschen des Griffels klingt mir heute noch in den Ohren. Nach dem „O“ lernte ich das „Z“. Nach dem Motto „Auf-ab-auf, Pünktchen drauf“ klappte. Anschließend ging es Schlag auf Schlag, bis wir alle Buchstaben des Alphabets durchhatten. Nun begannen wir, die ersten Wörter zu schreiben, zwar nur einfache Buchstabenkombinationen, aber immerhin.

Zu jener Zeit ahnte ich freilich nicht, was mir das Schreiben eines Tages bedeuten sollte.

Und dennoch muss ich es gestehen: Ich entwickelte mich in Deutsch zu einem guten Schüler und ärgerte mich maßlos über jeden noch so kleinen Fehler, den ich machte. Oft grübelte ich stundenlang nach, wie es zu solchen Desastern, die meist auf Unachtsamkeit beruhten, kommen konnte.

Später, in der Berufsschule, stand alle zwei Wochen ein Aufsatz an. Der Lehrer gab uns drei Themen vor: Ein soziales, ein allgemeines und ein Erlebnis. Ich hatte mich stets für die dritte Alternative entschieden und schrieb meist fiktive Geschichten. Mir war es unwichtig, ob sie wahr oder erfunden waren. Hauptsache, ich hatte meinen Spaß am Schreiben.

Nach einer Woche bekamen wir unsere Arbeiten korrigiert zurück. Der Lehrer machte daraus jedes Mal einen Akt der Spannung und des Nervenkitzels. Der ganze Vorgang dauerte gut und gerne eine halbe Stunde. Immer war ich der Letzte, dem der Lehrer seinen Aufsatz in die Hand drückte, nicht ohne belobigende Worte, die mich mitunter sehr verlegen machten aber auch mit Stolz erfüllten. Ich akzeptierte, dass ich fast jedes Mal der Beste war. Und so begann vor mehr als 40 Jahren mein erster schriftstellerischer Versuch, eher für den Hausgebrauch als für die Allgemeinheit.

Das Schreiben faszinierte mich in den Folgejahren immer wieder aufs Neue. Während meiner Zeit bei der Bundeswehr fing ich an, meine Notizen zur Altertumsgeschichte zu Papier zu bringen.

Ich interessierte mich schon von Kindesbeinen an für mystische und unerklärliche Dinge, stellte Fragen, auf die mir kaum jemand Antworten geben konnte, weswegen ich häufig als lästig empfunden wurde. Besonders das geheimnisvolle Atlantis hatte es mir angetan. Ich stürzte in Dutzenden von Büchern, wälzte Lexika und Fachliteratur, meinte, das Rätsel lösen zu können und schrieb jeden Gedanken nieder. Atlantis wurde trotzdem nicht entdeckt, so viel ich auch schreiben konnte. Dann brachte mich Erich von Dänikens erstes Buch „Erinnerungen an die Zukunft“ auf die Idee, dass hochtechnisierte Zivilisationen im Altertum von extraterrestrischen Besuchern geschaffen sein könnten. Dennoch lebte Atlantis in mir weiter. Es war zum Symbol für Wohlstand und Wissen im Altertum geworden.

Mehr als zehn Jahre nach meinem Ausscheiden bei der Bundeswehr nach dreijährigem Dienst sollte

mein erster Roman entstehen. Es war zu einer Zeit, als ich wegen einer Operation mehrere Monate krank war. Hinzu kamen noch Diskrepanzen mit meiner ersten Frau. Wir brachen die diplomatischen Beziehungen ab, hatten uns innerhalb von zwei Jahren mehr und mehr auseinander gelebt. Ich zog mich in mein Büro zu Hause zurück und schrieb auf Teufel komm raus, was mir gerade so einfiel. Die ersten Notizen machte ich handschriftlich, tippte sie mit einigen Korrekturen und Ergänzungen in die Schreibmaschine, um sie hinterher wieder und wieder zu verbessern. Ich weiß nicht, wie viel Papier ich damals verbraucht hatte. Ich weiß nur, wie aufwändig und umständlich das ständige Tippen war. Heute mit dem Computer ist es eine Wohltat!

Ich dachte damals nicht, dass ich jemals ein umfangreiches Manuskript mit mehr als 200 Schreibmaschinenseiten zusammenkriegen würde. Aber die Lust kam mit dem Schreiben. Unaufhörlich sprudelten die Gedanken und wollten zu Papier gebracht werden. Nach über einem halben Jahr war ich fertig. Ein dicker Packen Papier lag vor mir. Stolz blätterte ich die Seiten von vorne bis hinten durch und stellte mir vor, wie diese Zeilen wohl in gedruckter Form aussehen würden.

Nun überlegte ich, wie ich mein Werk an den Mann "sprich an den Verlag" bringen konnte. Wochenlang grübelte ich nach, verwarf meine Ideen wieder, dachte mir Neue aus und legte das Manuskript wieder zurück in die Schublade. Ein wichtiger Grund der Unentschlossenheit war meine Feigheit vor dem eigenen Talent. Ich schämte mich sogar, meine Arbeit Kollegen oder Freunden zum Lesen zu geben. Die lachen dich bloß aus, titulieren dich als Fantasten, der nicht weiß, was er in seiner Freizeit treiben soll, dachte ich. Meine Familie bekam das Manuskript auch nie zu Gesicht. Für sie wäre ich der absolute Spinner gewesen, der sinnlosen Träumereien hinterher jagt. So hielt ich mein Werk wie einen geheimen Schatz, damit ja keiner davon erfuhr.

Irgendwann nahm ich all meinen Mut zusammen und schickte das Manuskript an eine Literaturagentur. Die Adresse fand ich im Adressbuch für den Buchhandel, einem dicken Wälzer, der mich damals über hundert Mark kostete. "Sollen die sich bei der Agentur über meine Kritzeleien kaputt lachen, wenn sie wollen", dachte ich. Mir war es völlig egal, die kannten mich ja nicht.

Es dauerte fast sechs Wochen, bis ich Antwort bekam. Es war ein Brief von drei Seiten. Mein Manuskript hatten sie mir nicht zurückgeschickt. Der erste Gedanke, der mir kam, war: "Die haben das Ding gleich in den Papierkorb geworfen. Es ist das Porto nicht wert."™

Doch dann musste ich mich, als ich die ersten Zeilen las, hinsetzen. Ich bekam Herzklopfen und feuchte Hände. Das hatte mich fast vom Hocker gerissen, was mir die Agentur schrieb. Mein Manuskript sei spannend und gut. Sie lobten es in den höchsten Tönen. Ein neuer Stern am Autorenhimmel sei aufgegangen, stand da. Ich konnte es kaum fassen und wäre voller Stolz beinahe davon geschwebt. Am liebsten hätte ich mir diesen Brief eingerahmt und über's Bett gehängt. In Gedanken sah ich schon die Schlagzeilen in der Zeitung, träumte von einer Erfolgskarriere als Schriftsteller. Es brauchte schon einige Zeit, ehe ich aus meiner Euphorie erwachte und auf den harten Boden der Tatsachen zurückfand.

Noch am selben Tag antwortete ich der Agentur. Es folgte ein langwährender Schriftverkehr. Allmählich begriff ich, dass die wirklich nur mein Bestes wollten, nämlich mein Geld. Und ich fiel darauf herein, ließ mein Manuskript für viel Geld lektorieren. Man schloss mit mir einen Vertrag, in dem viel gefordert aber nichts versprochen wurde. Jahrelang wartete ich auf einen Verlagsvertrag. Jeden Tag starrte ich in den leeren Briefkasten. Immer wieder fragte ich nach, bis es mir mit der Zeit zu lästig wurde, was mich allerdings nicht davon abhielt, weiter fleißig neue Romane zu schreiben.

Ich bekam schon Schwielen an den Fingern. Fünfzehn Jahre lang habe ich geschrieben, hockte bis tief in die Nacht vor der klappernden Schreibmaschine, rauchte eine Zigarette nach der anderen.

Nach einigen Jahren heiratete ich wieder und schaffte mir kurz danach einen Computer an, schrieb alle Manuskripte von der Papierfassung in den PC, verbesserte und korrigierte erneut. Jedes Jahr wurde ein Manuskript fertig. Veröffentlichen habe ich nichts. Dann machte ich mich selbst auf Verlagssuche. Ich druckte Tausende Blätter Papier aus, verschickte sie, zahlte teures Porto, bis die Kasse fast leer war. Als Ergebnis bekam ich eine Absage nach der anderen. Mein Mut und meine Zuversicht verließen mich mehr und mehr, ich begann zu resignieren. Es schien, als ließe man von einem Ballon langsam die Luft raus. Irgendwann begrub ich ein für alle Mal mit Wehmut im Herzen die Hoffnung vom großen erfolgreichen Schriftsteller.

Doch der Computer im Wohnzimmer, ganz hinten in der Ecke, grinste tückisch hässlich zu mir herüber, winkte mir mit dem virtuellen Zeigefinger verführerisch wie eine Prostituierte zu. Ich konnte nicht widerstehen, erlag den raffinierten Verführungskünsten, hockte mich allabendlich nach der Arbeit hin und versuchte, neue Geschichten zu schreiben. Meine Frau war schon fast am Verzweifeln, weil ich mehr Zeit mit dieser Kiste verbrachte als mit ihr. Sie war nahe dran, diese verdammte Maschine aus dem Fenster zu schmeißen.

Um mein künftiges Leben nicht mit dieser stumpfsinnigen Maschine zu verbringen, sonderte ich mich von diesem verdammten Gerät ab und widmete mich mehr meiner Frau.

So vergingen einige Jahre ohne Schreiberei. Die ausgedruckten Manuskripte verstaubten langsam in der Schublade. Vielleicht wird man sie eines Tages, wenn ich schon längst nicht mehr lebe, finden und veröffentlichen, dachte ich.

Aber ich bedauerte, diese Werke, in der so viel Arbeit und Mühe steckten, einfach so verkümmern zu lassen. Die technische Entwicklung war unaufhaltsam fortgeschritten. Mittlerweile verschickte man Disketten, vollgepackt mit Daten. Ich schloss mich diesem Trend an, versuchte auf diese Weise einen Verleger zu finden. So sparte ich die teuren Papierausdrucke samt dem hohen Porto. Ich hoffte, doch noch einen gnädigen Verlag zu finden, der sich meiner Werke annahm. Doch wieder erlag ich einem Trugschluss. Niemand begeisterte sich für meine Arbeiten, ja man legte noch nicht einmal die Disketten – später waren es CD-ROM – ins Laufwerk, um auch nur einen flüchtigen Blick auf den Inhalt zu werfen. In mir begann eine unsägliche Wut gegen all die arroganten und blasierten Lektoren auf ihrem Königthron aufzukeimen. All mein Groll und meine Verbitterung halfen nicht, brachten mich keinen Schritt weiter.

Dann, eines Tages, geschah das Wunder! Ein Verlag wählte aus meinen mehr als 10 Manuskripten ein bestimmtes aus.

Mehr zu diesem Buch unter "Anthologie" auf:
<http://www.buchvorstellung.net>

Leben schmeckt anders

"Leben schmeckt anders" ist eine sehr gute Mischung von Kurzerzählungen, die alles geben, was des Lesers Herz verlangt: Witz, Spannung, Kurzweil, Liebe, Ironie, Ernst etc.

„Der Mix macht’s aus“ – die Verschiedenartigkeit der Geschichten sorgt für ansprechende Unterhaltung

Insgesamt 9 Autoren der SCHREIBWERKSTATT FELDKIRCH haben sich an dieser Anthologie beteiligt, die im September 2006 im Novum-Verlag (ISBN 3-902546-36-0) erschienen ist.

Auszug aus meinem Beitrag "Roter Schnee":

Die Straße war spiegelglatt, noch vor einer Stunde hatte es mächtig geschneit. Vorsichtig steuerte Lothar seinen Golf in eine der wenigen freien Parkbuchten am Fahrbahnrand. Die hoch aufgetürmten Schneehaufen entlang der Straße brauchten den meisten Platz. Direkt vor Lothars Ziel, der Kneipe, gab es wegen der ohnehin schon schmalen Gehsteige keine Parkplätze. Nur durch enge Hofeinfahrten getrennt standen hier die Häuser des kleinen Ortes dicht aneinander gereiht entlang der Hauptstraße.

Eisiger Nordwind blies Lothar schneidend ins Gesicht, als er seinen Wagen verließ und in seine Stammkneipe – Zum Grünen Baum – auf der anderen Straßenseite eilte. Beide Hände hatte schützend in den Hosentaschen vergraben, so als hoffte er damit der grimmigen Kälte entgehen.

Lothar stieg die Kneipentreppe auf und betrat den Gastraum, wo ihn drückende Wärme empfing, die sich wie ein glühendes Eisen auf seine frostige Stirn legte. Es stank nach abgestandenem Bier und kalter Zigarettenasche. Viel war noch nicht los um diese Zeit, so kurz nach sieben am Abend. An zwei Tischen saßen einige Gäste, am Tresen hockte sein Nachbar Bernd. Lothar zog seine Jacke aus und hing sie an den Garderobenhaken.

„Mach mir ein Pils!“, rief Lothar dem Wirt zu, der hinter dem Tresen stand und eifrig Gäste servierte. Lothar rieb seine kalten Hände, um sich aufzuwärmen und hockte sich neben Bernd, während sein Blick durch den fast leeren Gastraum streifte.

„Verdammt kalt heute. Kein Wunder, dass außer den paar alten Knackern da hinten kein Mensch hier ist“, meinte Bernd treffend, der Lothars Blick folgte.

Im Laufe des Abends füllte sich das Lokal mehr und mehr, bald waren fast alle Plätze an den Tischen besetzt. Nur an der Theke blieben Lothar und Bernd die einzigen Gäste.

Kurz nach zehn betrat Sabine das Lokal, Lothar hatte sie sofort bemerkt. Für einen Moment blieb sie zaudernd an der Treppe stehen. Dieser Augenblick erschien Lothar wie eine Ewigkeit, gab er ihm Gelegenheit, Sabines schlanken Körper zu bewundern, der ihn stets aufs Neue faszinierte, wenn er diese Frau erblickte. Sie hatte ihre Reize, von denen sich Lothar nicht lossagen konnte: Ihre rehbraunen Augen, die leicht gelockten, schulterlangen dunklen, fast schwarzen Haare, der gebräunte Teint, ihre makellose Haut, mit 36 Jahren zeigte sie noch keine Falten. Nur wenn Sabine lachte, bildeten sich an den Augen ganz leichte Fältchen, die aber nur bei genauem Hinsehen wahrnehmbar wurden. Die sanft vorstehenden Hakenknochen ließen ihren ohnehin schon schlanken Körper noch eleganter wirken. Die Jeans passte sich exakt der Form ihrer Beine und des Hinterns an. Da war wirklich kein Fetzen Stoff zu viel. Lothar wunderte sich, wie man bei dieser Eiskälte solch enge Hosen tragen konnte. Sie endeten in Stiefeln aus braunem Wildleder, die ihr bis knapp zu den Knien reichten.

Sabine! Auf sie hatte Lothar schon den ganzen Abend insgeheim gehofft. Er servierte, wie sein Herz ungewollt ein paar Takte schneller schlug. Sie war die Frau, die er begehrte und nach der er sich sehnte, von der er fast Tag und Nacht träumte, mit der er gerne ins Bett gestiegen wäre. Mein Gott, was hätte Lothar dafür gegeben! Aber es ging nicht, Elke und die Kinder bildeten ein verdammt starkes Argument dagegen.

Lothar winkte Sabine zu, sie kam und setzte sich auf den freien Barhocker neben ihn.

„Trinken wir einen zusammen?“, fragte Lothar.

„Klar doch“, nickte Sabine lächelnd und bestellte ein Mineralwasser.

Es blieb nicht dabei, man trank noch mehr an diesem Abend. Sie saßen bis kurz nach Mitternacht

zusammen. Lothar war zufrieden, die Anwesenheit von Sabine machte ihn glücklich, er flirtete gerne mit ihr. Aber mehr spielte sich bisher nicht ab, auch wenn er es gewollt hätte. Sabine war ganz anders als Elke. Kein Wunder, nach fast zwanzig Jahren Ehe stellte sich neben Langeweile und Stumpfsinn vor allem auch Abenteuerlust nach neuen Horizonten ein. Zwanzig Ehejahre bedeuteten auch, jeden Winkel vom Körper des Partners in- und auswendig zu kennen. Da blieb kein Raum mehr für neue Entdeckungen. In Sabine aber mit ihren 36 Jahren steckten so viele unbekannte und geheimnisvolle Zonen, die erforscht, durchstreift werden wollten.

Einen festen Freund hatte Sabine nicht, sie lebte zu Hause bei ihren Eltern. Ein verheirateter Mann wie er hatte keine Chance auf eine schnelle Nummer so nebenher. Sabine konnte ihn schließlich nicht einfach mit nach Hause nehmen, jeder im Dorf kannte ihn und wusste, dass er verheiratet war und zwei Kinder hatte. Aber vielleicht bot sich eines Tages die Gelegenheit, mit Sabine ins Bett zu gehen.

„Für mich wird es Zeit, es ist schon spät.“

Wie aus weiter Ferne klangen Sabines Worte an Lothars Ohr und rissen ihn aus seinen zögerlichen Gedankengängen.

„Wie, was meinst du?“, fragte er leicht verwirrt.

„Ganz einfach, ich verschwinde jetzt, morgen muss ich wieder früh raus“, betonte Sabine und fuhr nach einem kritischen Blick zur Uhr fort: „Das heißt heute schon, es ist bereits nach zwölf. Du solltest dich langsam auch auf den Weg machen. Oder willst du hier übernachten?“

Lothar hob die Schultern, formte die Lippen zu einem Schmollmund als Zeichen der Unzufriedenheit und deutete mit dem Zeigefinger nach Sabine. Aber in Anbetracht des schon beträchtlichen Alkoholkonsums fiel es ihm schwer, die richtigen Worte zu finden. Je mehr Lothar getrunken hatte, desto mutiger war er geworden.

„Ich sage dir eins: Morgen sehen wir uns wieder, dann trinken wir einen oder zwei ..., und dann knutschen wir beide mal so richtig drauf los. Klar?“

Sabine winkte grinsend ab. „Was deine Elke wohl dazu sagen würde? Lass sie das bloß nicht hören, sonst kratzt sie uns beiden die Augen aus und lässt dich nicht mehr fort ...“

Mit einer heftigen Handbewegung wehrte Lothar ab und fauchte: „Ach die Alte! Die kann mir gestohlen bleiben. Mit der ist doch nichts mehr los, das ist eine alte Schachtel, taugt nichts im Bett ...

Aber du! Wir beide gehen irgendwann noch in die Kiste, verlass dich drauf!“

Sabine hörte nicht mehr hin, was Lothar im Suff redete, sie stand auf und holte ihre Jacke von der Garderobe.

Lothar hatte leicht die Orientierung verloren, er blickte suchend durchs Lokal und sah gerade noch, wie Sabine ihre dicke Lederjacke überstreifte und zur Tür eilte. Er rief ihr hinterher: „Fahr vorsichtig, es ist glatt ...“

Doch in dem Stimmengewirr konnte Sabine ihn nicht verstehen. Es kümmerte sie sowieso nicht, sie wollte möglichst rasch nach Hause.

Lothar hielt es auch nicht länger, er hatte genug für heute, trank sein Bier leer, bezahlte und torkelte hinaus. Sebastian, ein Kollege, der fast den ganzen Abend neben ihm gesessen hatte, begleitete ihn.

Als sie die Straße betraten, kramte Lothar umständlich seinen Autoschlüssel aus der Hosentasche.

Sebastian musterte ihn kritisch und fragte vorwurfsvoll: „Willst du etwa noch fahren in deinem Zustand?“

Lothar sagte nichts, nickte nur.

„Mensch, wenn dich die Bullen erwischen, ist dein Lappen weg!“

Lothar hob kurz den Kopf und entgegnete dann selbstsicher: „Schau dich um: Die Straßen sind schneebedeckt. Glaubst du, die kommen mitten in der Nacht hier hoch? Die sind froh, wenn sie bei der Kälte in ihrer warmen Revierstube hocken können.“

Die eiskalte Winternacht ließ Lothar erzittern. Er schüttelte sich und krepelte den Kragen seiner Jacke hoch.

„So, ich will los, ist verflucht kalt“, stöhnte er und rieb sich die Hände.

Sebastian stampfte auf dem verschneiten Fußweg entlang, er wohnte nur wenige Häuser entfernt, während Lothar über die Straße zu seinem Wagen torkelte. Die Scheiben waren rundum zugefroren.

Zum Glück hatte Lothar einen Eiskratzer dabei, der immer griffbereit im Handschuhfach lag. Lothar kratzte die Windschutzscheibe frei, er brauchte unbedingt klare Sicht. Hier in der Gegend rannte nachts öfters unerwartet Rotwild über die Straße. Es war nicht auszudenken, wenn ihm so ein Reh

vors Auto springen würde, was das für einen Blechschaden verursachen könnte. Das ging mächtig ins Geld, und das hatte er nicht.

Das Kratzen strengte an, vor allem weil durch die Kälte seine Finger vollkommen klamm wurden und er am ganzen Körper zitterte. Endlich hatte es Lothar geschafft und konnte starten. Bis zu seinem Haus waren es knapp zwei Kilometer, er wohnte am anderen Ende des Dorfes. Die Straßen wirkten wie ausgestorben, kein Fahrzeug und keine Menschenseele waren so spät unterwegs. In der Dunkelheit der verschneiten Winterlandschaft zeichnete die Natur gespenstische Schatten in den klaren Sternenhimmel. Wie schemenhafte Geister tauchten im Scheinwerferlicht die vereinzelt am Straßenrand stehenden Bäume mit der Last ihrer schneebedeckten Äste auf.

Nach einer weit auslaufenden Rechtskurve kam eine lange Gerade, eine vertraute Strecke für Lothar. Er beugte sich vor, starrte durch die Windschutzscheibe nach oben. Zunächst noch schwach, aber je mehr er seine Augen auf den Nachthimmel konzentrierte, desto deutlicher konnte er die Sterne funkeln sehen. Das da über ihm musste der große Wagen sein und dort der Polarstern, im Südosten musste irgendwo das Sternbild Orion sein, das Lothar an eine schief stehende Eieruhr erinnerte. Schließlich sahen sie ja aus, diese glitzernden Punkte ...

Plötzlich ein ungewohnter dumpfer Schlag! Erschreckt fuhr Lothar zusammen und sah gerade noch einen großen, dunklen unförmigen Gegenstand über die Motorhaube fliegen, von dort wieder zurück auf die verschneite Straße, wo er in einer Schneewehe liegen blieb. Lothar bremste den Wagen ab, hatte seine Mühe, ihn auf der glatten Fahrbahn zum Stehen zu bringen. Mit zitternden Beinen stieg er aus, jetzt war er mit einem Mal völlig nüchtern. Hatte er etwa einen Begrenzungspfahl umgenietet? Lothar schaute sich gründlich um, so weit dies in der Dunkelheit möglich war. Dort hinten lag ein komischer Gegenstand am Straßenrand, Lothar ging darauf zu, wurde mit jedem Schritt langsamer. Das war nicht irgend so ein harmloses Ding, das sah eher nach einem menschlichen Körper aus, was er trotz der Finsternis sofort nur allzu deutlich begriff. Gegen den hellen Schnee zeichnete sich diese dunkle Gestalt wie ein verschwommener Schatten ab.

Mehr unter <http://www.fessler.org>

SIE SIND DA - packender Thriller über UFOs

Textauszug aus Kapitel 3

Implantate

Benjamin und Jasmin saßen im Wohnzimmer. Während Jasmin die Blumen auf der Fensterbank goss, schaute ihr Benjamin eine Weile stumm zu. An seinem Gesichtsausdruck konnte man die Anspannungen der letzten Zeit erkennen. Vor allem sorgte er sich um seine und Jasmins Träume der letzten Tage. Eine schlimme Vermutung belastete Benjamin, für die er keine konkrete Bestätigung fand.

„Sie sind da! Sie sind wirklich da! In uns, um uns ... überall. Wir sind in ihrer Gewalt“, sagte Benjamin aufgeregt zu Jasmin.

Sie drehte sich langsam um und starrte ihn entgeistert an. War er jetzt völlig durchgedreht? Was und vor allem wen meinte er?

„Ich verstehe nicht ... Wer ist da?“

Benjamin deutete nach oben Richtung Decke und hob vorsichtig den Kopf.

„Die da!“, meinte er mit krächzender Stimme. „Die Außerirdischen, die Marsmenschen, die Wesen eines anderen Stern ...“

„Du spinnst ja!“, fuhr Jasmin dazwischen und schüttelte nur verwundert den Kopf.

„Nein, nein!“, wehrte Benjamin heftig ab. „Ich sage dir. Es ist wirklich so! - Ich habe sie zwar nie gesehen, aber ich spüre sie ... ich fühle sie. Es ist unheimlich ... ich darf gar nicht daran denken, sonst überkommt mich eine Gänsehaut am ganzen Körper.“

Jasmin nahm ihn nicht ganz ernst. Wie sollte sie auch? Sie tippte nur mit dem Zeigefinger der rechten Hand mehrmals an die Schläfe.

Benjamin ließ nicht locker. „Erinnerst du dich an deinen Traum? Weißt du noch, was du mir neulich sagtest? - Ich habe es mir genau gemerkt. Und zwar deshalb, weil ich in letzter Zeit ähnliche Träume hatte“, sagte er und schaute Jasmin fragend an. Sie schien einen Moment zu überlegen. Jedenfalls rollten ihre Augen unsicher hin und her.

„Meine Träume?“, fragte Jasmin. „Was haben die denn mit deinen Außerirdischen zu tun? Ich sehe absolut keinen Zusammenhang ...“

„Aber ich!“, unterbrach Benjamin. „Sie haben uns entführt! Mitten in der Nacht, als wir tief und fest schliefen ... Wer weiß, was sie mit uns gemacht haben.“

„Du hast wirklich eine Meise“, fuhr Jasmin dazwischen. „Wie sollten sie mich entführt haben? Ich bin doch, ich hätte das nicht gemerkt? Und warum sollten sie mich, ausgerechnet mich, entführen? Das ist absoluter Quatsch, was du sagst!“

„Nein!“ entgegnete er resolut.

„Dann beweise es mir!“, forderte Jasmin.

Kleinlaut entgegnete Benjamin: „Ich kann es nicht ...“

Prompt fügte Jasmin bissig hinzu: „Dann erzähle nicht solchen Mist ... und erschrecke mich nicht so!“ Sie kömmerte sich wieder voller Hingabe um die Blumen, indem sie mit einem feuchten Lappen über die verstaubten Blätter des Gummibaums wischte.

„Nun lass doch endlich mal die dümmlichen Blumen und komm hierher“, sagte Benjamin gereizt und habe mit dir zu reden!“

Jasmin legte den Lappen zur Seite, zog die Gardine gerade und kam näher. Vor dem Couchtisch blieb sie kurz stehen, stemmte die Hände in die Hüfte und fragte: „Warum bist du denn so wütend? Das könntest du auch ein bisschen netter sagen.“

Benjamin klopfte mit der Handfläche auf die Couch und deutete ihr an, neben ihm Platz zu nehmen.

„Setz dich, bitte!“, sagte er.

Jasmin gehorchte und hockte sich neben ihn. Sie legte ihre Hände auf seine Knie und flüsterte: „Was ist denn mein Knubbi? Hast du Sehnsucht nach mir? Wollen wir ein Nickerchen machen?“

Benjamin schüttelte den Kopf und blieb ernst. Abschätzend blickte er Jasmin an und spielte dabei unbeholfen mit den Fingern, so als wisse er nicht, wohin mit seinen Händen.

Nach einigem ZÃ¶gern begann er: â€žIch mache mir ernsthaft Sorgen um unsere TrÃ¶ume. Da geht was nicht mit rechten Dingen zu. Irgendetwas undefinierbares kommt auf uns zu ... etwas Unheimliches ... Drohendes. Ich spÃ¼re es ganz deutlich. Das Unheil ist sehr nah ...â€œ

EntrÃ¼stet stand Jasmin mit einem Satz auf. Sie schaute auf Benjamin herunter, der wie ein Junge, den man getadelt hatte, auf der Couch hockte.

â€žDu nervst mit deinem blÃ¶den Gelabere! Kannst du nicht was VernÃ¼nftiges reden? Ich habe wirklich keine Lust, mir diesen Schmarren anzuhÃ¶ren ... Ich glaube, es ist besser, wenn ich nach Hause gehe und erst zurÃ¼ckkomme, wenn du wieder bei klarem Verstand bist.â€œ

Benjamin fuhr hoch. â€žNein!â€œ, stieÃŸ er laut hervor. â€žDas kannst du nicht machen ...â€œ

â€žIch kann noch viel mehrâ€œ, fuhr Jasmin barsch dazwischen. â€žIch habe jetzt nÃ¤mlich endgÃ¼ltig genug von deinem GesÃ¼lze.â€œ

Sie drehte sich um und eilte zur Diele hinaus. Auf der Garderobe lagen ihre SchlÃ¼ssel. Sie schnappte sie und ging zur HaustÃ¼r. Benjamin rannte ihr hinterher und hielt sie am Ã„rmel fest.

â€žHalt, nein, warteâ€œ, lenkte er ein. â€žBleibâ€™ hier und lass uns in Ruhe reden ...â€œ

â€žAber nicht Ã¼ber dieses Thema!â€œ Sie musterte Benjamin kritisch. Er nickte ergeben.

Jasmin legte ihre SchlÃ¼ssel zurÃ¼ck auf die Garderobe und folgte Benjamin ins Wohnzimmer. WÃ¤hrend er wieder auf der Couch Platz nahm, widmete sie sich erneut Benjamins Blumen. Er schaute ihr nur zu, sagte aber keinen Ton. Als Jasmin fertig war, hockte sie sich gegenÃ¼ber dem Couchtisch in den Sessel. Unruhig blickte Benjamin zu ihr hinÃ¼ber.

Jasmin schien zu spÃ¼ren, dass ihn kummervolle Gedanken bedrÃ¼ckten. Und sie ahnte auch, was es sein konnte. Fast drohend warnte sie ihn: â€žNicht schon wieder ... sonst gehe ich wirklich. Du kannst mit mir Ã¼ber alles reden. Nur nicht darÃ¼ber. Ich halte nichts von deinen Spinnereien ...â€œ

â€žEs sind keine MÃ¤rchen. Du solltest mit mir darÃ¼ber diskutierenâ€œ, begann er. â€žUnd dann wirst du sehen, dass ich recht habe ... Und wenn du nicht Ã¼berzeugt bist, vergessen wir das Ganze einfach. â€œVersprochen! Ich werde nie mehr damit anfangen.â€œ

Jasmin lÃ¤chelte. Benjamin tat ihr Leid, wie er so niedergeschlagen und armselig auf der Couch hockte und die HÃ¤nde gefaltet hatte. Er ist schon ein komischer Kauz, dachte Jasmin, aber ein lieber. Man konnte ihm eigentlich nicht bÃ¶se sein.

â€žAlso gutâ€œ, sagte sie mit einem verschmitzten Grinsen, â€žich hÃ¶re dir zu. Welche Probleme hast du mit deinen TrÃ¶umen? SchÃ¼tte einfach dein Herz aus. - Aber versuche ja nicht zu Ã¼bertreiben. Sonst breche ich sofort ab.â€œ

â€žKeine Angstâ€œ, beruhigte er sie. â€žIch bleibe ganz sachlich und nÃ¼chtern, werde auch nicht Ã¼bertreiben, sondern mich nur an die Fakten halten, die mir durch den Kopf gehen und mich schon seit ein paar Tagen beschÃ¶ftigen.â€œ

Jasmin nickte und hÃ¶rte geduldig zu. Benjamin zog Vergleiche seiner und Jasmins TrÃ¶ume und versuchte, gemeinsame Verbindungen herzustellen. Er konnte einfach nicht glauben, dass zwei Menschen mit unterschiedlichen Gedanken und Regungen fast identische TrÃ¶ume haben konnten. Ein solcher Zufall war fÃ¼r ihn unvorstellbar.

Als Benjamin mit seinen ErklÃ¤rungen geendet hatte, wollte Jasmin wissen: â€žSelbst auf die Gefahr hin, dass ich mich wiederhole: Was hat das alles mit AuÃŸerirdischen zu tun? Glaubst du etwa, sie wÃ¼rden unsere TrÃ¶ume lenken und steuern? - Ich glaube es jedenfalls nicht. Vielmehr glaube ich, dass unsere TrÃ¶ume - nicht nur deine und meine, sondern aller Menschen, symbolischen Charakter besitzen und uns irgendeine Botschaft Ã¼bermitteln wollen. - Aber ich kann mir nicht vorstellen, wie du ausgerechnet einen Bezug auf AuÃŸerirdische herstellen willst?â€œ -

Sie schaute Benjamin skeptisch an und wartete auf eine Antwort von ihm.

â€žDas kann ich dir sagenâ€œ, legte er los. â€žIch habe mich neulich mit einem Kollegen Ã¼ber UFOs und allem was damit zusammenhÃ¤ngt unterhalten. Und er hat mich auf die Idee gebracht.

Kannst du dir vorstellen, wie viele Menschen schon von AuÃŸerirdischen entfÃ¼hrt wurden, ohne dass sie es merkten? - Ich kann es dir sagen. Es sind eine ganze Menge. Und ihnen allen wurde die Erinnerung aus ihrem GedÃ¤chtnis gelÃ¶scht ...â€œ

â€žHoffentlich ist bei dir nicht zu viel gelÃ¶scht wordenâ€œ, spÃ¶ttelte Jasmin und grinste.

Benjamin winkte ab, lieÃŸ sich nicht auf diese Provokation ein und fuhr unbeirrt fort: â€žDu kannst mir glauben. Es ist wirklich so. Und ich denke, dir und mir ist das gleiche Schicksal widerfahren. Das Einzige was wir davon wissen, wird uns nun in symbolisch wirkenden Traumbildern vorgeschwindelt.

- Ich denke, wir sollten vorsichtig sein und genau darauf achten, was in nächster Zeit geschieht ...“
Jasmin lachte. Sie fand albern, was Benjamin so geschwollen tonte. Er konnte sie jedenfalls nicht von seinen Ansichten überzeugen.

“Lass uns dieses Thema für heute beenden“, schlug sie vor, “du kannst aufpassen, ich aber benehme mich wie sonst auch. An meinem Leben wird sich nichts ändern. - Und wenn du ein großes Marsmännchen siehst, sagst du mir Bescheid ...“ Sie lachte erneut.

Benjamin sah ein, dass es keinen Sinn hatte, noch weiter mit Jasmin zu diskutieren. Ihn konnte keiner von seinem Verdacht abbringen. Er war überzeugt, dass unbegreifliche Dinge abliefen, die noch schlummernd ihrer Offenbarung harren.

Mehr zu diesem Buch unter

<http://www.sie-sind-da.buchvorstellung.net>

Hoppala!"

Auszug aus dem Kinderbuch "Hoppala!" - Kurzgeschichten für Kinder im Vorlese- und Erstlesealter

Auf dem Bauernhof

Monika besucht einmal in der Woche ihre Oma. Die hat einen großen Bauernhof mit sehr vielen Tieren drauhen auf dem Land. Da gibt es Enten und Gänse, Kähe mit Kälbchen, Pferde, Ponys und Schweine, große und kleine, dicke und nicht ganz so dicke. Und natürlich hat die Oma auf ihrem Bauernhof auch eine Menge Kätzchen. Die sind noch ganz klein und können kaum laufen. Sie torkeln auf ihren vier Pfötchen umher und sind richtig verspielt.

Monika nimmt manchmal einen Grashalm und kitzelt damit die Nasen der Kätzchen. Die haben erst mal geniest. Aber weil die Kätzchen so verspielt sind, hupfen sie vergnügt herum. Monika hat großen Spaß an ihnen und lacht über die lustigen kleinen Katzenkinder.

Die Katzenmutter aber passt genau auf, damit die Jungen nicht zu über-mühtig werden. Dann nämlich hebt sie ihre großen Tatzen und schubst die Katzenkinder zurück.

Nach einer Weile geht Monika weiter. Sie guckt nach den Hühnern. Da ist eine Hennenmutter mit vielen ganz kleinen Käken. Und sie piepsen und quitschen. Sie picken am Boden herum und suchen nach Körnern. Monika schaut genau hin, wie sie das machen. Sie guckt durch den Zaun, hinter dem die Hühner sind und gackern.

Monika wirft ihnen Brotkrumen zu, die ihr die Oma extra dafür gegeben hat. Denn Monika will die Hühner und die Käken füttern. Auf ihren dünnen Stelzenbeinchen eilen die Hennen herbei und gackern wild durcheinander. Der Hahn aber erhebt stolz seinen Kopf und blickt sich im Kreise um. So, als wäre er der König.

Eine ganze Weile bleibt Monika bei dem Hühnerstall stehen. Denn es ist so schön, den kleinen Käken und den großen Hühnern zuzuschauen. Das macht ihr Spaß. Und sie wünscht sich, auch ein Huhn zu sein. Aber das geht ja nicht. Denn Monika ist doch ein Mädchen.

Dann hört Monika aus dem Stall das Muhen einer Kuh. Schnell läuft sie dorthin, um zu sehen, was mit der Kuh los ist. Der Opa wirft den Kähen gerade frisches Heu hin, als Monika erscheint. Es ist nämlich jetzt Fressenszeit. Und die Kähe freuen sich sehr über das Futter. Denn sie haben großen Hunger und kauen das knackige Heu, bis ihnen der Saft aus dem Maul läuft. Aber bei den Kähen ist Monika nicht sehr gerne. Dort stinkt es viel zu sehr.

Für das Mädchen ist jetzt auch Zeit zum Abendbrot. Die Oma steht an der Haustür und ruft ganz laut über den Hof: „Monika, bitte essen kommen.“

Da beeilt sich Monika aber, denn es gibt ganz frisches Bauernbrot. Es ist innen noch warm und außen schön knusprig. Die Oma streicht viel Butter und sehr gute Leberwurst auf die Brotscheibe. Das isst Monika nämlich am liebsten. Vier Leberwurstbrote verschlingt sie an diesem Abend. Und dazu trinkt sie ein riesengroßes Glas Limonade. Das prickelt so schön in Monikas Mund und gluckert in ihrem Bauch.

Nun muss sich Monika aber schnell ausziehen und waschen. Anschließend geht sie ins warme Bett ganz oben in der Dachkammer, wo die Decke so schön ist. Direkt neben Omas Schlafzimmer. Dort fühlt sich Monika sehr wohl und schläft rasch ein. Es ist ja so ein kuscheliges Bett mit einer bunten Decke. Ihren kleinen Teddybären hält sie in den Armen. Er ist auch müde und schläft genau so schnell wie Monika. Und sie träumt in dieser Nacht von all den vielen Tieren auf dem Bauernhof, und dass sie am nächsten Tag wieder zu den Kätzchen, den Hühnern, den Enten, den Pferden und all den anderen Tieren gehen will, die sie noch nicht gesehen hat auf Omas Bauernhof.

Ja, bei so schönen Träumen, da kann Monika die ganze Nacht durchschlafen und wird überhaupt nicht wach bis zum nächsten Morgen.

Mehr auf der Website zum Buch

<http://www.hoppala.buchvorstellung.net>

Botschaft aus der Schattenwelt

Leseprobe â€œ Ausschnitt aus Kapitel VIII

Die Wochen und Monate mit ihrem Sohn bedeuteten glückliche und wohltuende Stunden. Der Junge brachte Freude in ihr manchmal so tristes Leben, denn die Erinnerung an Heiko blieb in Claudia wach. Es gab oft Momente, in denen sie an die wundervollen Jahre zurück-dachte. Und wenn sie Sebastian nachdenklich beobachtete, ihn von der Seite betrachtete, da kam es ihr vor, als sehe sie Heiko vor sich. Diese markanten Gesichtszüge, der Ausdruck sei-ner Augen, das Lächeln, erinnerten Claudia sehr stark an Heiko. Es schien ihr, als lebe er in Sebastian fort, als sei sein Geist in ihm, schweigend, ohne sich bemerkbar zu machen, sie beobachtend und kritisch musternd. Manchmal, da redete sie Sebastian ungewollt mit Heiko an. Dann schaute er jedes Mal leicht verwirrt und mit seinen gro en Augen zu ihr hin. In kindlicher Verärgerung sagte er in solchen Momenten: â€žAber Mutti, ich heiße doch Sebastian und nicht Heiko.â€œ

Hin und wieder, da fragte er neugierig: â€žWer ist das denn? Heiko?â€œ Dann spürte Claudia immer wieder, wie ihr die Augen feucht wurden. Und sie antwortete mit gebrochener Stimme: â€žHeiko, das ... das war dein ... Vati. Er ... er ist jetzt ... weit, weit weg. Weißt du ..., er ist ein Engel. Ein wunderschöner Engel. Und er beschützt dich mit seinen gro en Flügeln, damit dir nichts geschieht.â€œ

Staunend h rte der kleine Sebastian zu. Irgendwie schien er aber nicht so ganz zu verstehen, was seine Mutter ihm sagte. Er fragte sie: â€žWarum ist er denn ein Engel?â€œ

Verlegen entgegnete Claudia: â€žNun, er achtet auf uns, passt genau auf, was wir machen. Und er liebt uns sehr. Er ist immer bei uns. Aber wir k nnen ihn nicht sehen.â€œ

Verwundert schaute der kleine Sebastian seine Mutter an. Dann meinte er: â€žAber ich will ihn mal sehen. Ich weiß gar nicht, wie er aussieht. Er braucht doch keine Angst vor uns zu haben. Oder fürchtet er sich vor uns?â€œ

Claudia lächelte und schüttelte den Kopf. Sie spürte, wie ihr die Tränen in die Augen traten. â€žNein, mein Schatz, er hat keine Angst vor uns. Ganz im Gegenteil. Wir k nnen ihn nicht sehen, weil er weit weg im Himmel ist ...â€œ

â€žUnd wie kommt Papa von da zu uns? Im Flugzeug? Oder mit einer Rakete?â€œ, wollte Sebastian wissen und schaute seine Mutter mit gro en unschuldigen Augen an.

Claudia lächelte zaghaft. â€žNein, mein Schatzâ€œ, antwortete sie ihm. â€žEr sitzt auf einer Wolke. Und w du mal abends zum Himmel schaust, dann siehst du die vielen funkelnden Sterne. Einer davon, das ist dein Vati. Der schönste und hellste Stern, der am größten ist ...â€œ

Sebastian erhob sich und tippelte zum Balkon. Er  ffnete die Tür und trat hinaus. Dann schaute er lange nach oben und bestaunte die vielen leuchtenden und glitzernden Punkte. Er deutete mit seinen kleinen Fingern zum Himmel und sagte: â€žDas da ist mein Vati. Der riesengroße Stern dort oben. Ich kann ihn genau sehen. Er hat gelacht und mir gewunken.â€œ

Sebastian blickte gebannt und mit gro en Augen zum Himmel, zu den vielen funkelnden Sternen. Claudia nickte nur und lächelte. Sie spürte wieder deutlich, wie sie sich jetzt nach Heiko sehnte, den sie so sehr vermisste. Aber sie konnte die Vergangenheit nicht zurückholen, die war endgültig vorbei, niemand gab ihr ihren geliebten Heiko wieder. Mit dieser Tatsache musste sich Claudia abfinden, ob sie wollte oder nicht. Und gerade diese absolute Wahrheit stürzte sie immer aufs Neue in tiefe Traurigkeit, in eine vergr mte Versteinerung, die ihr die Realität in einem recht verschleierten Licht erscheinen ließ.

Nachdem Claudia den kleinen Sebastian zu Bett gebracht hatte, saß sie noch eine Weile im Wohnzimmer, um in einem Buch zu lesen. Sie lehnte ihren Kopf gegen das weiche Polster und schloss für einen Moment die Augen. Dieses Treibenlassen der Gedanken tat ihr gut.

Pl tzlich schreckte sie das laute Schlagen einer Tür hoch. Claudia  ffnete die Augen. Da stand auch schon ein junger Mann im Zimmer. Er wirkte sehr freundlich und grinste. Claudia sch tzte ihn auf etwa achtzehn Jahre.

â€žWer sind Sie, verdammt noch mal? Und wie kommen Sie hier herein?â€œ, fragte sie ängstlich.

Verwundert schaute der junge Mann sie an. â€žWas ist los mit dir? Hast du get umt? Ich binâ€™s doch nur

sagte er und k  mmerte sich nicht weiter um Claudia.

Er setzte sich wie selbstverständlich in den Sessel gegenüber. Der Mann griff nach der auf dem Couchtisch liegenden Zeitung und blätterte lustlos darin. Claudia war vollkommen sprachlos und beobachtete ihn verblüfft.

Gereizt stellte sie nach ein paar Sekunden nochmals ihre Frage. Der Mann schaute gelang-weilt auf und knallte wütend seine Zeitung auf den Tisch.

   Mutter, manchmal glaube ich wirklich, du bist verrückt.   

Er erhob sich und ging aus dem Zimmer. Claudia zuckte zusammen. Was hatte er da eben gesagt? Mutter nannte er sie? Wer, verdammt noch mal, war das? Wie konnte er sie Mutter nennen? Der Kerl benahm sich so selbstsicher. Ein schlimmer Verdacht kam ihr. Sie musste unbedingt sofort Gewissheit haben.

   Sebastian!   , rief sie deshalb und härte zu ihrer   eberraschung ein dumpfes    Ja    aus der K  che

Nein, sagte sich Claudia, das kann doch nicht sein, das ist unmöglich! Was um alles in der Welt war geschehen? Hatte sie fast zwanzig Jahre verschlafen? Oder hatte sie die Erinnerung verloren? War sie jetzt wirklich verrückt? Nein, es musste ein Traum sein, ein bitterb  ser Alptraum! Trotzdem, es erschien ihr alles so real, so wirklich. Claudia erhob sich und torkelte ins Bad. Sie betrachtete lange ihr Spiegelbild, musterte sich ganz genau und stellte fest, dass sie noch so jung und frisch aussah wie am gestrigen Tag. Keine Fältchen waren hinzugekommen, kein graues Haar, rein gar nichts! Fassungslos starrte Claudia ihr Spiegelbild immer wieder an, nahe daran, den Verstand zu verlieren. Ging denn das nun schon wieder los? Fast drei Jahre hatte sie ihre Ruhe gehabt, glaubte, es endlich geschafft zu haben. Drei Jahre des Glücks und der Freude, der Ausgeglichenheit und der Entspannung, auch wenn der kleine Sebastian sie mitunter kräftig nervte. Sollte diese Zeit nur eine Farce gewesen sein? Knapp drei Jahre war sie bei Richard Mertenstein in Behandlung gewesen und hatte gespürt, wie es ihr von Tag zu Tag besser ging. Und Jetzt? Womöglich war alles umsonst gewesen. Hatte das Verderben in ihr nur geschlafen, war heute wieder zu neuem Leben erweckt?

Claudia dachte zurück an Heiko, als er von unerklärlichen Phänomenen gequält wurde. Er-eilte sie nun das gleiche Schicksal? Oder war wirklich etwas dran an seinen Erlebnissen, die nie aufgeklärt werden konnten? Man hatte ihn damals für verrückt gehalten und ihn in die Klagsm  hle gesteckt. Nun wurde sie mit ähnlichen Erlebnissen konfrontiert.

Claudia holte tief Luft und stapfte zurück ins Wohnzimmer. Dort saß Sebastian, auf beiden Backen einen Toast kauend, vor dem Fernseher. Claudia spürte, wie ihr das Herz klopfte. Aufmerksam musterte sie ihren Sohn, der sich pl  tzlich sehr verändert hatte. Vor ein paar Stunden noch hatte sie einen kleinen Jungen zu Bett gebracht. Und nun saß ein ausgewachsener Bursche von knapp zwanzig Jahren vor ihr. Sie blickte ihn von der Seite an. Die markanten Gesichtszüge erinnerten an den kleinen Dreijährigen. Seine Augenpartie hatte sich nicht sehr verändert. Gut, er war ein bisschen älter geworden, aber mehr nicht. Was sollte sie jetzt in dieser Situation nur sagen? Wie konnte sie ein Gespräch beginnen? Es fiel ihr schwer, die richtigen Worte zu finden. Dann endlich schaffte sie es. Stockend noch.

   Was, was hast du ... wie ist dein Tag heute verlaufen?   , fragte sie vorsichtig.

Sebastian schaute sich zu ihr um.

   Ich war mit Svenja im Katschmadun.     Sie kommt übrigens morgen vorbei, um dir die versprochenen Unterlagen zu bringen   , antwortete er und kaute weiter auf seinem Toast.

   Aha!   , staunte Claudia nur, begriff aber überhaupt nichts.

Sie ging rasch zur K  che hinüber, hier konnte sie ungestört nachdenken. Wer um alles in der Welt war Svenja? Sebastians Freundin? Welche Unterlagen wollte sie vorbeibringen? Das Katschmadun musste wohl eine Kneipe sein, von der sie noch nie was gehört hatte. Claudia zerbrach sich fast den Kopf. Es war zum Verzweifeln, ihr fehlte einfach ein ganzer Lebensabschnitt. Oder war sie durch irgendwelche Umstände in ein Zeitloch geraten? In eine Periode der Zukunft, eine Welt, die parallel neben der Wirklichkeit existierte? Wie aber kam sie da-hin? Vor ein paar Minuten schien doch noch alles völlig in Ordnung gewesen zu sein. Sie hatte nur für einen Moment die Augen geschlossen. Sollte sie gar in diesen paar Sekunden von der Zeit geschluckt worden sein?

Es nutzte überhaupt nichts, wenn sie jetzt ihre Gedanken unnötig strapazierte. Sie kam ja doch zu keiner vernünftigen Erklärung. Sie musste sich diesem Schicksal fügen, ob sie wollte oder nicht. Was war mit all ihren Freunden und Kollegen geworden? Claudia musste es her-auskiegen. Ja, sie

würde jetzt gleich Sabine anrufen, mit ihr konnte sie darüber reden.

Claudia ging ins Wohnzimmer. Da stand noch der vertraute alte Telefonapparat. Sie wählte Sabines Nummer. Es kam keine Verbindung zustande, der Ruf ging nicht durch. Claudia kramte das Telefonbuch hervor, suchte nach dem Anschluss von Sabine Ullmann, fand jedoch keinen Eintrag. Enttäuscht legte sie das Telefonbuch zurück. Sie versuchte es auf dem Handy, die Nummer hatte sie gespeichert. Doch eine monotone Stimme teilte ihr mit, dass der Anschluss nicht vergeben sei.

Natürlich, schoss es Claudia durch den Kopf. Sie hat sich scheiden lassen und ist mit einem anderen Mann verheiratet, oder sie ist mit Klaus weggezogen. Immerhin sind ja fast zwanzig Jahre vergangen, da konnte viel geschehen sein.

Nachdenklich saß Claudia im Sessel und beobachtete aus ihren Augenwinkeln heraus Sebastian. Er saß noch immer, einen weiteren Toast kauend, vor einer Zeitschrift und blätterte lustlos darin. Er ist ein größerer Junge geworden, dachte Claudia, nicht mehr der kleine süße Kerl, den sie kannte, der ihr bisheriges Leben erfüllte. Sollte sie mit ihm eine Unterhaltung beginnen? Es fiel ihr so verdammt schwer. Mit welchem Thema konnte sie beginnen? Worüber redeten die jungen Leute von heute? Sie hatte keine Ahnung. Nein, Claudia fand es besser, sich schweigend aus der Affäre zu ziehen, ihm nur gute Nacht zu sagen und schlafen zu gehen. Sie lag kaum im Bett, da fielen ihr auch schon die Augen zu. Claudia schlief tief und fest.

Am nächsten Morgen wurde sie von den Sonnenstrahlen der aufgehenden Sonne geweckt. Froh gelaunt streckte Claudia die Arme aus und verschränkte die Hände für einen Moment im Nacken. Sie blieb noch einen Moment im Bett liegen und dachte an ihre Träume der vergangenen Nacht. In einem kam Sebastian als fast 20-jähriger vor. Sie grinste bei dem Gedanken daran.

Doch mit einem Mal durchfuhr es sie wie ein Blitz. Nein, das war ja gar kein Traum gewesen. Die Zeit hatte am Abend wirklich einen Sprung von zwanzig Jahren gemacht. Claudia stieg schnell aus dem Bett und eilte ins Badezimmer. Sie beschaute sich im Spiegel und stellte zu ihrer Zufriedenheit fest, dass sie nicht gealtert war, sie sah noch so wie gestern Abend aus. Erleichtert atmete sie auf. Aber was war mit Sebastian?

Mehr zu diesem Buch unter:

<http://www.botschaft.buchvorstellung.net>